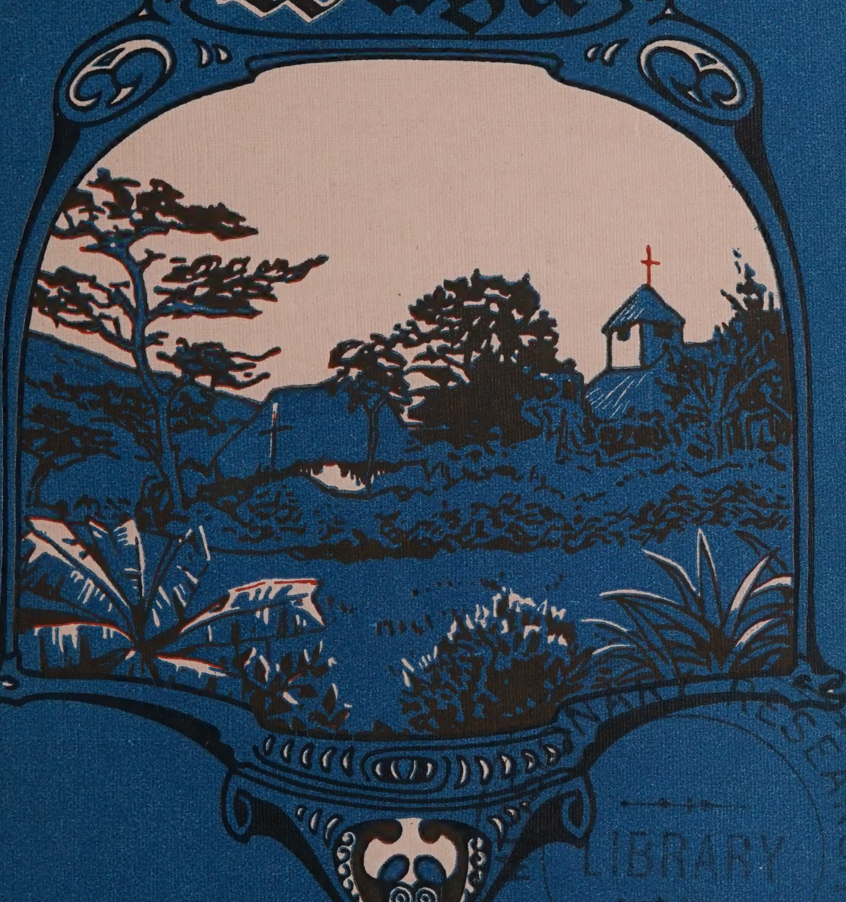
Vor den Toren von Muga



KOCH HANAU



Vor den Toren von Wuga.

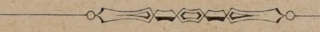
(Vugha)

Von

Missionar Franz Gleiß.

---

2. vermehrte Auflage.



Bethel 1912.

Verlag der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika.

Bethel bei Bielefeld.

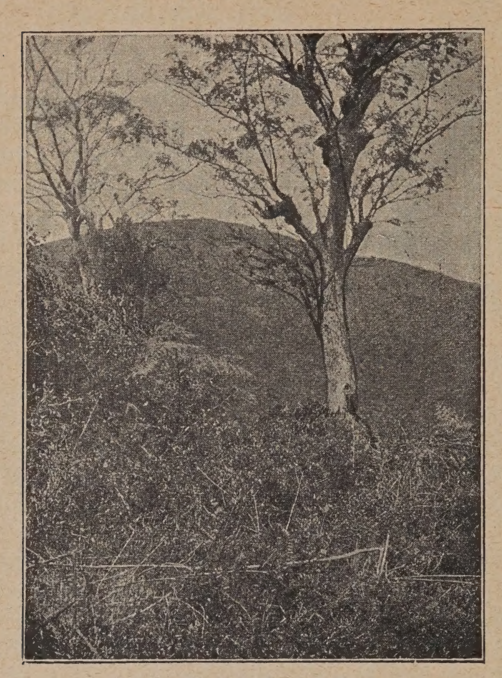




Ein Rückblick.

Am 20. Februar 1895 standen drei Missionare hoch oben am Abhang des Kiluseiberges. Die 30 Träger hatten ihre Lasten abgelegt, schnell ein Feuer angezündet, und die kurzen Pfeifen gingen von Mund zu Mund. Dort drüben lag das Ziel unserer Reise: auf einem flachen Hügel von rotem Lehme standen dicht neben einander die bienenkorbartigen niedrigen Hütten eines Dorfes. Es war Wuga, die Hauptstadt des schönen Berglandes Usambara in Deutsch-Ost-Afrika. Etwa 800 Hütten, aus denen der Rauch aufstieg als ein Zeichen, daß die schwarze Hausfrau noch mit der Bereitung der Morgenmahlzeit beschäftigt war, krönten den roten Hügel. Ein Baum in der Mitte zeigte den Ort, wo auf einem freien Platz die dicht eingefriedigten Hauptwege mündeten, und wo hinter dichten Palisadenzäunen der Häuptling wohnte. Er hieß Mputa oder, wie er nach seinem Großvater sich nannte, Kimueri. Sein Urgroßvater hatte durch ein strenges Regiment sich ein weites Reich erobert. Nicht nur Usambara, das Land der freien Schambala, beugte sich ihm, sondern auch das Paregebirge und die Ebene rings um Usambara machte er sich zinspflichtig bis an die Küste, und selbst die stolzen Suaheli gehorchten dem großen Häuptling Schebuge in Wuga. Dessen Sohn, Kimueri I., auch der Große genannt, überkam dieses große Reich und wußte es in der Hauptsache unter seiner Botmäßigkeit zu halten. Er war ein kluger Mann; wer bei ihm Recht suchte, fand Recht. Aus jedem Bezirke lebte ein Vertreter an dem Hofe und überbrachte die Befehle des Häuptlings. Strenge Ordnung herrschte im Lande. Kein Fremdling konnte von Tanga oder Pangani eindringen, ohne eine Begleitung und Schutzwache aus Wuga bei sich zu haben. Kein Fremdling durfte den Dorfzaun

überschreiten, vor der Stadt mußte er sein Zelt aufschlagen. Jeder Schambala des Wugabezirks aber mußte eine Hütte mit einer Frau in Wuga selbst haben. Wurde eine Hütte von den Wächtern eine Nacht leer gefunden, so wurde sofort eine Ziege als Pfand genommen. Willig beugten sich die Schambala diesem Häuptling, sie erkannten: er war klüger als sie. Er hatte stets einen der arabischen Schrift kundigen Suaheli von der Küste um sich, und die Furcht vor einem Mann, der einen solchen geheimnisvollen Zettel mit einer Botschaft trug, war groß.



Krapfs Wohnstelle bei Wuga.

Der Name dieses Herrschers war auch über die Grenzen seines Reiches nach Rabai bei Mombas im heutigen Englisch-Ost-Afrika gelangt. Dort hatte der deutsche Missionar Krapf in kühnem Glaubensmut die erste Missionsstation angelegt. Viel hörte er von dem Reich Kimueris, und so machte er sich im Jahre 1848 auf, um zu Lande von Mombas gen Süden durch die öde Steppe Wuga zu erreichen. Wollte er zu dem großen König gelangen, so mußte er diesen schwierigen Weg wählen; von der Küste in Pangani oder Tanga hätten der Sultan von Sansibar und die Suaheli der Küste die Reise verhindert. Nach vielen Mühen, die er uns in seinen Tagebüchern beschrieben hat, erreichte er sein Ziel und konnte dem Häuptling zum ersten Mal von Jesu, dem großen König, verkündigen. Seinen Wunsch, von dem Häuptling Schambalaknaben zu bekommen, die er auf seiner Station in Rabai zu Christen erziehen und ihm später

als Lehrer wiederschicken wollte, erfüllte der Häuptling nicht. Auch als Krapf 1852 zum zweiten Mal die weite Reise nach Wuga machte, die Bitte um Knaben wiederholte und dem Kimueri die Botschaft von dem König des Friedens brachte, fand er kein Verständnis bei dem nur irdischen Vorteil suchenden Machthaber. Aber Krapf hatte die Blicke der Christenheit auf das mächtige Reich Usambara gerichtet. 1856 klopfte sein jüngerer Gefährte Ehrhard wieder an Wugas Tore. Doch da Kimueri die Gedanken, seine Macht durch diese Weißen gefördert zu sehen, nicht erfüllt fand, trat er ihm feindlich entgegen, und Ehrhard lag wie ein Gefangener 6 Monate lang vor des Königs Stadt, um dann unverrichteter Sache abziehen zu müssen. Einen Hügel am Fuße der Berglandschaft Ost-Usambara versprach Kimueri den aus Mombas kommenden Missionaren der englischen Kirchenmission, aber Usambara selbst, die Hochburg seiner Macht, blieb ihnen verschlossen. Dort auf jenem Hügel Magila, umgeben von der heißen fieberschwangeren Steppe, konnten dann endlich im Jahre 1867 Missionare der hochkirchlichen Universitäten-Mission ihre schwere Arbeit beginnen. Viel, viel Geduld hatten sie nötig im Kampf gegen das feindliche Malariafieber, im Kampf gegen die wetterwendischen Könige Wugas, im Kampf gegen Sünde und Heidentum unter dem leichtlebigen Steppenvolk der Bondei.

Noch bei Lebzeiten übergab Kimueri der Große seinem Enkel die Herrschaft. Auf einen Hügel, ein wenig unterhalb der Königsstadt zog er sich zurück und wohnte unter seinen Ananas, seinen Apfelsinen und Guyaven, und unter seinen mit Blut getränkten Mangopflaumen. Der Sklave, der den von der Küste eingeführten Kern dem Schoß der Erde anvertraute, mußte sein Leben lassen nach altem Brauch. Aber es war ein trauriges Dasein, das der alte, edle Mann vor den Toren Wugas führte. Hohn und Spott traf ihn von seinem Nachfolger und dessen Leuten, wo er nun nicht mehr Herrscher war. Wenige Getreue hielten bei ihm aus. „Ye nyumbai = Ziege im Hause" ließ er sich nun grüßen von den wenigen, die seine Hütte betraten, er, der bis dahin „Simbamwene = Du Löwe" gegrüßt war, der auf einem Löwenfell unter der Schar der Seinen geruht hatte. „Yadja makuza = sie nagt am Hungertuch", so antwortete der gebrochene Mann, der die Undankbarkeit der Welt, die Undankbarkeit des Heidenvolkes, das er zu einem machtvollen Reich gemacht hatte, in bitterster Weise fühlen mußte, bis er als verlassener, gebrochener Mann „zugrunde ging". Etliche Wochen Landestrauer, wo niemand die Hacke anfassen und seine Felder von Unkraut reinigen durfte,

und ein starkes Erdbeben erinnerten die undankbaren Untertanen noch einmal an ihren großen Herrscher, der im Gedächtnis des Volks freilich seine Stelle behalten hat als gerechter, guter Fürst und Vater des Landes.

Aber die Macht des großen Reiches war mit dem großen Kimueri selbst dahingegangen. Langsam lösten sich die entfernteren Teile des Reiches los, und bald war nur noch Usambara selbst das Herrschaftsgebiet der stolzen Könige Wugas. Nur eins war geblieben, die schärfste Feindschaft gegen die Boten des Friedens, die von jener englischen Missionsstation Magila her immer von neuem versuchten, das Kreuz vor Wugas Toren aufzupflanzen.

Im Jahre 1891 hatten die Missionare Johanssen und Wohlrab von der evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ost-Afrika (Berlin III, jetzt Bielefelder Missionsgesellschaft) in Mlalo ihre Missionsstation Hohenfriedeberg gegründet. Kimueri II hatte nicht mehr die Macht, dem dortigen Häuptling diesen Schritt zu verbieten. 1892, 1893 und 1894 waren diese Missionare vor Wuga gewesen, hatten dem Häuptling von Jesu, dem König über alle Welt, erzählt und um Erlaubnis gebeten, in seinem Land die frohe Botschaft verkünden zu dürfen. Aber der stolze Fürst wollte nichts davon wissen, und unverrichteter Sache hatten sie wieder abziehen müssen.

Im Januar 1895 waren wir zwei jungen Missionare, Fritz Lang-Heinrich und Franz Gleiß, mit dem älteren Missionar Paul Wohlrab wieder vor der Hauptstadt gewesen. Auf dem Platz vor der Stadt, neben der Schmiedehütte, wo einst Krapf gestanden, hatten wir mit Mputa verhandelt. Das Ergebnis der Verhandlung war gewesen: „Baut ihr aus eigener Vollmacht, so baut; aber ich kann euch nicht sagen: ich will euch.“ Das war nicht die schroffe Abweisung wie früher. Dazu hörten wir hin und her: „Die Leute von Wuga wollen euch.“ Sie dachten wohl daran, daß Hunger im Lande war, weil die Heuschrecken gekommen waren und die Speise aufgefressen hatten, da konnte man bei den Europäern Arbeit finden und sich etwas Speise kaufen. — Wir freuten uns der Äußerungen, und als Anfang Februar ein Brief von unserem Missionsinspektor ankam mit den ermunternden Worten: „Jesus ist doch König, auch für das Volk von Wuga! Des Königs Feldzeichen ziehen Ihnen voran zum heiligen Kampf!“ da hatten wir Mut gefaßt, das Kreuz nun vor Wugas Toren aufzupflanzen in unseres Jesu Namen, nicht mit unserer, sondern mit unseres Königs Vollmacht.

Die letzte Rast.

Nur das Notwendigste, was wir brauchten, hatten wir in Lasten zusammengepackt, 2 Zelte, 3 Feldbettstellen, 1 Tisch, 3 Stühle, Spaten, Hacken, Kochgeschirr und vor allem Reis, da wir in der teuren Zeit Speise dort nicht kaufen konnten. Die Gedanken an all die vergeblichen Versuche, Wuga das Evangelium zu bringen, gingen uns durch den Sinn, als wir drei dort oben auf Kilusei standen und über Gale und Mbusii hinweg nach Wuga schauten. Werden wir jetzt wirklich Eingang finden? Wie wird das Volk sich stellen? Aber wir wußten: mögen auch viele Jahre vergehen, ehe das Volk sich beugt, das Wort, das wir bringen, muß einst zu seiner Zeit Frucht tragen. — Schnell ging es den steilen felsigen Abhang hinunter, durchs Tal bei Gale, wo die Leute uns freundlich aufgenommen und zum Bauen ermuntert hatten, bergauf und bergab in das letzte tief eingeschnittene Tal des Simui, eine Stunde vor Wuga. Noch einmal rasteten wir, und noch einmal flehten wir drei Missionare unter einem alten Baumriesen am Fluß unsern Gott an, uns zu helfen und uns eine Tür aufzutun. Dann gings die Hügelkette hinan nach Wuga. Die Zelte waren schnell aufgeschlagen. Mputa erschien in seinem schwarzen, silberverbrämten Arabermantel mit Sandalen an den feingepflegten Füßen im Kreise seiner Beamten. Wir setzten uns auf unsere Koffer, und Bruder Wohlrab sprach ihm unser Anliegen aus: „Wir sind gekommen, um bei dir zu bauen und euch die Botschaft von Jesu zu bringen.“ Seine Antwort war dieselbe wie im Januar; auf das Überlassen eines Platzes wollte er sich nicht einlassen, aber er hinderte uns nicht direkt; so durften wir anfangen. Unser Danklied erscholl bald darauf im Hörnerklang: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ über das Land hin. Bebend hörte es das Volk. „Nun blasen die Europäer Verderben über uns“, so sprachen die vom Aberglauben gebundenen Leute. Ja Verderben über die Sünde, aber Leben dem begnadigten Sünder!

Der Platz für die Missionsstation.

Die Stadt Wuga durften auch wir als Fremde nicht betreten. Aber neugierig blickte mancher durch die Palisaden hindurch, und einzelne wagten es auch, aus dem Stadttor herauszutreten und den Europäer mit seinen Zelten und fremden Schätzen

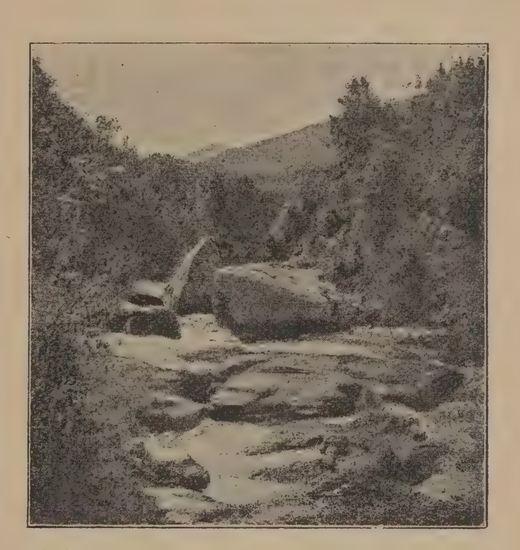
anzustaunen. Als es dunkel geworden und wir in den Zelten saßen, kamen leise hustend*) fünf Burschen zu uns, und nicht lange dauerte es, so übten wir mit ihnen das Lied: „Gott ist die Liebe". Damit war das erste Band geknüpft und der erste Anstoß gegeben zu der später öfter gemachten Äußerung der Leute: „Diese Europäer lieben die Kinder". Für uns war es der Anfang zu der Erfahrung, die wir in Wuga in besonderer Weise machten: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet." Zu gleicher Zeit aber zeigte es sich, daß der Häuptling entschlossen war, alles zu tun, was in seinen Kräften lag, um den Missionaren den Anfang schwer zu machen. Der Ausrufer ging rings durch die Stadt und machte ein Gebot des Häuptlings bekannt: „Jedem, der mit den Europäern in Verkehr tritt, ihnen Brennholz verkauft, ihnen Lasten trägt, für sie arbeitet, werden zwei Ziegen gepfändet." — Die Wirkung dieses Gebotes spürten wir am nächsten Morgen gar bald. Niemand kam zu uns heraus, wer vorbei mußte, bot uns keinen Gruß, und selbst die Schar der Kleinen wagte es nicht, aus dem Tor herauszukommen. Und doch hatten wir auf sie gezählt: sie sollten uns in der Gegend umherführen, daß wir einen Platz fänden für die Station. Aber Gott hatte auch so für uns gesorgt. Einen Monat früher war ein Bursche namens Schauli auf die Missionsstation Hohenfriedeberg gekommen mit der Bitte, dort wohnen zu dürfen. Er wurde wie andere Knaben aufgenommen. Wie so manchen hatte auch ihn die Lust am Fremden hingetrieben. Dieser Schauli nun war ein Wugakind und war gern bereit gewesen, mit uns zu ziehen und uns unsere Speisen zu kochen. Er verstand ja nicht viel mehr, als Feuer anzumachen und Wasser zu sieden. Aber unser Hauptessen, Reis, lernte er bald kochen.

Unsere übrigen Träger hatten wir abgelohnt und nach Hause geschickt, nur fünf Leute aus Hohenfriedeberg hatten wir neben Schauli bei uns behalten. Hätten wir jene alle behalten, so wäre unser Reisvorrat zu schnell aufgezehrt, denn im Lande erhielten unsere Leute nichts zu kaufen, da es teure Zeit war und sie ja mit den fremden Missionaren in Beziehung standen. Schauli war stolz, in so naher Verbindung mit den Europäern zu stehen. So blieb er trotz des Verbots des Häuptlings bei uns und wies uns den Weg. Wir zogen um die Westseite der Stadt herum, sahen unten den Schöpfplatz, zu dem die Frauen von früh morgens

*) Durch leises Husten meldet sich bei den Schambala der Besuch an.

an mit ihren Tonkrügen oder Flaschenkürbissen auf dem Kopf eilen, um Wasser zum Kochen zu holen.

Aber keine Frau läßt sich heute sehen. Etwas weiter rechts unten im Tal ein Hügel; auf ihm standen einst die Hütten für die Fremden, in deren einer auch Krapf gewohnt hatte. Aber für eine Missionsstation war er zu klein und tief gelegen. Endlich um 11 Uhr waren wir auf einem Hügel angelangt, der etwa 150 Meter tiefer als Wuga lag. Auf einem vorspringenden Hügelrücken gelegen, in einer großen Talmulde, die gegen Süden und Osten eingeschlossen war durch die Bergkette, die sich von Wuga her langsam senkte, bot er nicht nur auf das im Westen gelegene Wuga einen freien Blick, sondern gegen Norden öffnete sich das Tal weiter, und weithin war der Hügel zu sehen. Unser Schauli führte uns ins Tal zum Wasserquell und versicherte uns, daß er reichlich Wasser gäbe, auch in dürrer Zeit. Der Hügel hieß „Ngasi", d. h. Leiter, und bald waren wir uns einig, hier die Station anzulegen, und vereinigten uns zu der Bitte, daß Gott diesen Hügel zu einer rechten Himmelsleiter machen wolle. — Gott hatte unser Bitten gehört und schneller als wir gehofft, uns den Platz gezeigt, auf dem wir das Kreuz aufrichten sollten. Der Häuptling wollte mit dem Verkauf des Platzes nichts zu tun haben, und die umwohnenden Leute leugneten jedes Besitzrecht, so daß wir zunächst ohne weiteres von dem Gipfel des Hügels, den wir unbebaut vorfanden, Besitz nehmen mußten, um später dem Häuptling eine Entschädigungssumme dafür zu geben. Als wir nach einigen Jahren mehr Land ankauften, hatten die Leute soviel Vertrauen zu uns gewonnen, daß sie ihr Eigentums-



Die Schöpfstelle bei Wuga.

recht vor uns vertraten und jeder den Kaufpreis für sein kleines Stück Land in Empfang nahm.

Der 21. Februar 1895.

Am 21. Februar 1895, um $1^1/_2$ Uhr, waren wir am Umzug. Aber es fehlte uns an Trägern, denn wir hatten ja nur fünf Burschen. Die Hoffnung, einige der im Lande noch so seltenen Pesastücke*) zu verdienen, lockte einige Knaben aus der Stadt. „Kommt, wollt ihr Geld verdienen?“ so riefen wir ihnen zu. „Ja, aber wir haben nicht viel Kraft, eine ganze Last — etwa 60 Pfd. — können wir nicht tragen.“ „Gut, dann bekommt ihr kleine Lasten und wenige Pesa.“ „Nein, wir wollen kleine Lasten und viele Pesa haben.“ So ging es lange hin und her. Endlich zogen einige Burschen mit kleinen Lasten los und trugen sie die $^1/_2$ Stunde durch das Tal hinauf zum Hügel Ngasi. Als sie nun aber für eine solche kleinere Last für diese kurze Strecke 10 Pesa = 20 Pfg. erhielten, wurden unsere Burschen aus Hohenfriedeberg unwillig. Sie erhielten für den Tag als Arbeiter nur 11 Pesa und mußten mehrmals hin und her gehen mit den ganzen großen Lasten. Doch Bruder Wohlrab, der bei der Schmiedehütte vor Wuga blieb, wußte sie zu beruhigen. Wir beiden, Bruder Lang-Heinrich und ich, hatten Lampe, Kochtopf, Eimer, Hammer usw. gleich mitgenommen, schlugen mit den Buschmessern mit Hülfe eines sogenannten Fundi d. h. Meisters, eines eingeborenen Zimmermanns, einen Platz frei und spannten die Zelte auf. Und als Bruder Wohlrab mit den letzten Trägern bei Sonnenuntergang zu uns herüberkam, konnten wir ihn in unseren Zelten mit Tisch und 3 Stühlen empfangen.

Schauli hatte unter dem schönen großen Mvumobaum, einer Ficus-Art, sich 3 Steine aufgebaut, über denen er uns Reis und Tee gekocht hatte; fröhlich und dankbar legten wir uns auf unsere Feldbetten in unsern Zelten nieder, auf dem Platz, der nun unser Heim werden sollte. Wie viel hatten wir zu danken! Endlich war die Bitte so mancher Christen in Deutschland in Erfüllung gegangen, Wuga konnte mit dem Schall des Evangeliums erreicht werden. Die Wege, die wir gehen sollten, waren uns klar: wir wollten keinerlei Gewalt brauchen, sondern durch

*) 1 Pesa = 2 Pfennig.

Warten und Dienen unserem Meister die Bahn bereiten. Wir hatten es in unserer Ausbildungszeit in der Anstalt Bethel bei unserem teuren Pastor von Bodelschwingh gelernt, daß keine Arbeit zu gering ist im Reich Gottes und daß Dienst der Liebe, ob er im Graben mit den Kranken in Bethel oder im Lehmklopfen mit schwarzen Knaben in Afrika geübt wird, eines Missionars nicht unwürdig ist. Wir hatten es auch in den 7 Monaten unserer ersten missionarischen Lehrlingszeit in Neu Bethel und Hohenfriedeberg*) erfahren, daß jeder Handlangerdienst auf dem Felde oder am Bau Handlangerdienst im Reich Gottes war und die Brücke zum Volk schlagen half.

Unsere Fähigkeit zur eigentlichen Verkündung des Evangeliums war noch eine sehr geringe. Wir hatten in den 7 Monaten eifrig das Schambala, die Sprache unseres etwa 80 000 Seelen zählenden Bergvölkchens der Schambala getrieben. Die ersten Drucke bibl. Geschichten und Fabeln, den Eingeborenen abgelauscht, standen uns zur Verfügung, sonst nur die älteren Missionare und ihre schriftlichen Wörterbuchaufzeichnungen. Dazu hatten wir die Schwarzen selbst, und für ein Stück Wachslicht oder einen Pesa setzte sich ein Bursche neben mich und gab Antwort auf meine ungeschickten Fragen. Bald aber, wenn der kluge Europäer neben ihm, der doch schreiben und lesen konnte, gar zu oft nachfragte und gar zu falsch verstand, wurde es ihm langweilig, und er meinte, er müsse einmal nach seinen Gefährten sehen, ob sie schon nach Hause gegangen wären, und fort war er.

Wohl empfing man uns in Wuga mit der Sprache der Küstenleute, dem Suaheli, denn die Sprache des eigenen Volks, das Schambala, war den stolzen Wugaleuten nicht fein genug. Aber wir folgten der Erfahrung der evang. Mission in allen Landen und dem Vorgang unserer älteren Brüder, nur die Sprache des Landes, das Schambala, zu sprechen. Es war zunächst nur ein Radebrechen, die Verständigung war mangelhaft, und es ging oft durch Demütigungen, wenn man es sich sagen lassen mußte: „Du wolltest das sagen, aber du hast das Gegenteil gesagt.“ Doch es war der rechte Weg, den wir gingen, und das tröstete uns.

Das erste Haus.

Wir wollten so schnell wie möglich einen trockenen Unterkunftsraum haben, da der Regen drohte. Es sollte ein Stangen-

*) Die beiden älteren Missionsstationen.

gerüst sein, nach Eingeborenenart mit Lianen zusammengebunden und mit trockenen Bananenblattscheiden gedeckt. Wir gebrauchten aber doch trotz bescheidener Ansprüche einige längere Stangen, so mußte uns Schauli den Weg zum Walde zeigen, und wir zogen alle zusammen in den Wald, der etwa 2 Stunden von uns entfernt war, um von dort Lianen und Stangen heranzuschleppen. Einer von uns blieb abwechselnd auf der Station. Es war eine mühsame Arbeit, aber wollten wir vorwärts kommen, so mußten wir selbst überall dabei sein und mit Hand anlegen, denn unseren wenigen Getreuen aus Hohenfriedeberg, darunter zwei Christenburschen, wurde es in der Fremde gar bald ungemütlich, zumal Furcht vor dem in ihren Augen mächtigen Häuptling dazu kam. Und noch lag ein Bann auf dem Land. Verstohlen brachten einige von Hunger getrieben im Dunkel der Nacht etwas Baumaterial, aber öffentlich wagte es noch keiner. Und selbst der stolze Schauli kam eines Tages bedrückt zu uns: „Kimueri hat verboten, daß ich bei euch bleibe.“ Doch bewog ihn schließlich der Blick auf das Geld, das er verdiente, und die hohe Stellung, die er als unser Diener einnahm, bei uns zu bleiben.

Am 1. Mai zog der deutsche Bezirksbeamte Leutnant Storch durchs Land und bewog den Häuptling, sein Verbot betr. den Verkehr mit uns aufzuheben. Am nächsten Tage kamen die ersten Arbeitsuchenden. Aber der Lohn, 11 Pesa, war ihnen zu gering. Wir ließen sie, wenn auch schweren Herzens, gehen und warteten weiter. Wir sollten ja den Weg der Niedrigkeit gehen.

Gerade als dann sechs Christen aus Hohenfriedeberg kamen, um uns zu helfen, wurde das fehlende Deckmaterial aus den Bananenfeldern gebracht. Wir konnten oft nur mit großen Stücken Baumwollenzeug dastehen und jedem nach der Größe seines Bündels ein Stückchen Zeug abreißen.*)

Am 3. März 1895 konnte Bruder Wohlrab mit den Hohenfriedebergern wieder heimziehen, und wir zwei blieben mit dem Fundi**) und mit Schauli zurück. Unser erstes Heim war fertig: 2,5 m breit, 5 m lang, 2,8 m Firsthöhe, bald kam ein Fenster und eine Tür dazu, und wir waren glücklich, ein Haus zu haben, wo wir geschützt waren gegen Kälte, Hitze und Nässe. Es war ja zunächst unser ein und alles, diese 22 cbm, wo unsere zwei Betten, unsere Speisevorräte, Tische, Koffer usw. standen, wo wir wohnten, aßen, studierten, schliefen, unseren Schauli buch-

*) Das Baumwollzeug wurde damals als Geld bezahlt.
**) Meister.

stabieren ließen, die Schwarzen empfingen und auch einmal drei Deutsche als Gäste bewirteten, wo wir auch unsere ersten Gottesdienste hielten und vor allem, wo wir uns gemeinsam und allein immer wieder Kraft zur Geduld in den vielerlei Anläufen des täglichen Lebens holten aus Gottes Wort und im Gebet. Es war die Rüstkammer alles in allem für Leib und Seele, in der wir zwei ein ganzes Jahr lang beisammen wohnten und durch Freud und Leid mit einander verbunden wurden.

Anfang der Missionsarbeit.

Die Hauptarbeit war fürs erste noch das Bauen, es galt einen Schuppen, eine Küche und einen Raum für Knaben zu errichten. Arbeiter, vor allem Knaben, erschienen genug, und ehe die Regenzeit einsetzte, standen die nötigsten Häuser da. So eine Wand war ja schnell gemacht: Pfähle in einer Reihe eingegraben, mit Querstäben dicht verbunden von beiden Seiten, und das ganze mit Lehm ausgefüllt, den die Burschen mit ihren Füßen in Löchern traten. Das Dach wurde ebenfalls mit einem Geflecht von Stäben bedeckt, über die die trocknen Blattscheiden der Bananen gefaltet wurden.

Noch ehe wir aber Raum hatten, kamen einige Knaben und baten, bei uns wohnen zu dürfen. Zuerst abgewiesen, kamen sie wieder, sobald das Haus fertig war. In den vier ersten Knaben hatten wir so bald eine schöne Aufgabe. Sie erhielten Wohnung und Speise und auch wohl ein Stück Zeug zum Umbinden bei der Arbeit von uns, aber keinen Lohn. Außer einer Stunde Lese- und Schreibunterricht aber mußten sie den ganzen Tag in Haus und Garten arbeiten. Des Morgens nahmen sie mit allen Arbeitern an der Morgenandacht teil. Wir wollen einmal einer solchen Morgenandacht in der ersten Zeit lauschen. Die beiden Missionare treten unter die Schar der Arbeiter, die schwatzend und rauchend auf dem freien Platz hinter dem Wohnhaus neben dem großen Mvumobaume*) stehen und sitzen. „Netivike = laßt uns beten“, so beginnt der eine. Ein Teil der Arbeiter steht auf und ermuntert die andern, ein gleiches zu tun, legt die Pfeifen weg und stellt sich in die Nähe des Missionars hin. Der eine Missionar spricht eine Reihe des Liedes „Gott ist die Liebe“ vor und fordert zu gemeinsamer Wiederholung der Worte auf.

*) Eine Art wilder Feigenbaum, aus dessen Rinde in manchen Gegenden der Rindenstoff gemacht wird.

Die Kostschüler und andere Knaben wagen es unter dem Gelächter der anderen. Dann wird eine Reihe gesungen. Das erscheint manchen doch gar zu lächerlich, und sie müssen ihren Nachbarn diese ihre Verwunderung aussprechen. Doch nachdem der Vers mehrere Wochen geübt ist, ist schon eine Anzahl, die ihn aufsagen und singen kann. Dann werden die ersten Verse von dem 1. Psalm vorgesagt und gelernt. Die Verse von dem Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, sind etwas für unsere ackerbautreibenden Schambala; sie nehmen sie mit, ohne zu wissen, daß es ewiger Same ist. Ein kurzes Gebet beschließt die schmucklose Andacht.

Des Abends, wenn alles still geworden ist, setze ich mich in das Knabenhaus zu den Knaben. Auf Steinen oder Klötzen sitzen wir ums Feuer. Da fragen die Knaben nach diesem und jenem, tauschen die Erlebnisse des Tages aus, und langsam gewöhnt sich hier das Ohr des Missionars, der fremden Sprache auch in der Unterhaltung zu folgen. Da werden Rätsel geraten und man freut sich, wenn man wenigstens von einem die Lösung weiß: nyumba yangu nkaina kifigwe = mein Haus hat keine Tür, d. i. das Ei. Es wird fröhlich gescherzt, manch ernstes Wort fließt auch mit unter, und es schlingt sich leise ein Band um uns und die Kinder.

Des Sonntags rufen morgens die Trompeten zum Gottesdienst. Und wunderbar, nicht ein einziges Mal haben Besucher gefehlt. Wohl waren es manchmal nur gar wenige, doch ob wenig oder viel, wir waren dankbar. Im Anfang erzählten wir ihnen nur einfach eine der schönen Geschichten des A. und N. Testaments. Unsere Sprachfähigkeit war noch gering und ebenso das Auffassungsvermögen der Leute. Als einst, nachdem wir von Noah erzählt hatten, die Leute zu antworten begannen, meinte ein altes Männlein: „Wir lieben und schätzen den Noah, daß er Gott gefolgt ist; wenn du ihn siehst, sag ihm das von uns; wir wollen ihm auch ein Rind schlachten.“ — Unsere Knaben und Jungen aus der Nachbarschaft waren hier auch wieder diejenigen, die aus diesen Gottesdiensten etwas mitnahmen, und deren Ohr zu hören sich schärfte. Hielten sie zunächst auch nur wenige Monate aus, so trieb doch ein gewisses Sehnen nach der Zeit, wo sie sich unter Gottes, eines himmlischen Vaters, Schutz gewußt hatten, sie fast alle wieder und wieder zu uns zurück.

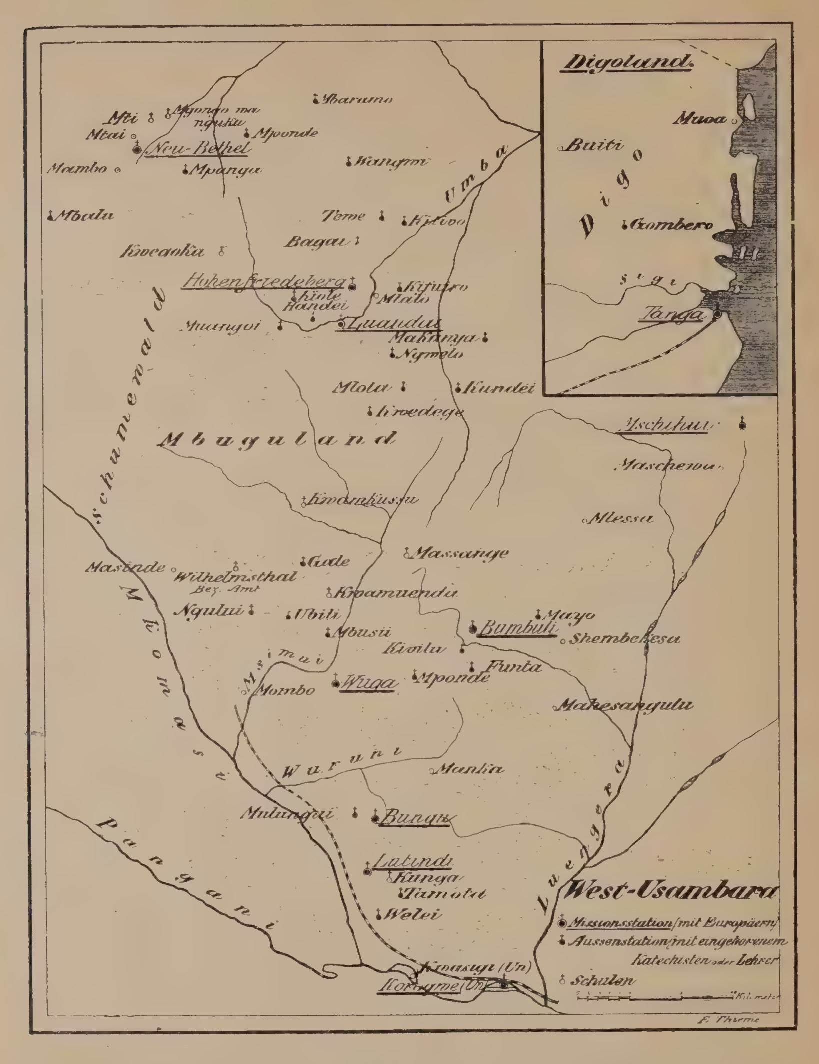
Der Fall der Königsmacht.

Als wir wenige Wochen in unserm neuen Heim waren, wurde Mputa, der Häuptling von Wuga, zur Militärstation nach

Masinde abgeführt und wegen mehrfachen Mordes hingerichtet. Große Furcht herrschte im Volk, keiner glaubte sich sicher, und vor allem hatten die Beamten Wugas plötzlich ihren stolzen Mut verloren. In ihrer Not kamen sie zu uns, und manch feierliche Volksversammlung wurde bei uns abgehalten. Wir beruhigten die Leute, zeigten ihnen, daß der deutsche Beamte in Masinde nur das Unrecht strafte und ihnen auch einen Häuptling wieder einsetzen würde. So gewannen die Leute Zutrauen zu uns, konnten sie doch auch in ihrer Schambalasprache mit uns sprechen, während auf den Regierungsstationen das ihnen fremdere Suaheli gesprochen wird. Ohne daß wir davon wußten, führten die heidnischen Beamten bald eine christliche Ordnung ein: den Kirchenbesuch. Abwechselnd mußten die Männer eines Stadtteils jeden Sonntag Morgen am Gottesdienst teilnehmen. Freilich war das nun auch eine Art Abschlagszahlung an uns und an unsern Gott: sie taten alles, was ihrer Ansicht nach Gott verlangen konnte. Gar manchesmal hörten wir es sagen: „Gott kann uns jetzt kein Böses tun, wir besuchen ihn ja des Sonntags.“ Als ich einst mit den Kindern in Wuga davon sprach, daß es nicht genug sei, wenn wir Gottes Wort hörten, Jesus wolle, daß wir ihm folgten, fragte ein dabei sitzender Beamter die Knaben: „War heute Morgen denn keiner der alten Männer im Gottesdienst?“ Als die Antwort „nein, nur einer“ lautete, sagte er zu seinen Nachbarn: „Er ist böse, daß wir nicht mehr kommen, darum sagt er das;“ und am nächsten Sonntag war die Zahl der offiziellen Kirchenbesucher wieder größer.

Ein neuer Häuptling wurde bald von der deutschen Regierung eingesetzt mit Namen Kiniassi, aber es war kein Charakter. Er trat nicht für sein Volk ein und suchte nur seinen Vorteil, sodaß die freien Schambala keine Achtung mehr vor ihm hatten. Die alten Häuptlinge hatten ein strenges Regiment geführt, und gar mancher Mann und manche Frau, die unwissend des Häuptlings Zorn auf sich geladen hatten, waren von heimlich folgenden Schergen getötet. War ein Häuptling gestorben, so zogen, noch ehe die Nachricht sich verbreitet hatte, Mordknechte durchs Land und schlugen hier und dort gleichsam zur Sühne ahnungslose Wanderer tot. Aber die Leute hatten Achtung vor ihren Häuptlingen; das schwand jetzt. Freilich trugen auch die Zeitverhältnisse dazu bei. Der Häuptling war nicht mehr selbständiger Machthaber, er wurde Beamter der Regierung, und seine Hoheitsrechte wurden ihm mehr und mehr genommen. Unser Kiniassi war nicht der Mann, in dieser Übergangszeit das Volk zu leiten.

Ihm lag nur daran, Geld zu bekommen, einerlei, ob er die alten Rechte der Schambala wahrte oder nicht. Als er sich einst



gebrüstet hatte, die Leute Wugas seien seine Sklaven, er wolle am bestimmten Tage 100 dieser seiner Sklaven als Arbeiter stellen, erwiesen sich die sonst so friedlichen Schambala als freie

Männer und verweigerten den Gehorsam. Nur mit wenigen seiner getreuen Beamten erschien der Häuptling und brachte sich und sein Land in eine falsche Stellung zu der deutschen Regierung.

Mehr und mehr zogen die Leute aus Wuga fort auf ihre Felder. Am 23. September 1898 und am 31. Januar 1899 zerstörten Feuersbrünste mehrere hundert Hütten, und der Rest der Hütten brannte 1901 auf, und damit hat der Häuptling seine Macht ganz verloren. Jeder Häuptling der einst ihm untergebenen Bezirke hat sein größeres Dorf: Bumbuli, Mlalo, Mtai, Bungu, Tewe usw.; auf dem alten Wugahügel weiden jetzt Ziegen das üppig aufsprießende Gras zwischen den wenigen zerstreut liegenden Hütten ab. Die uns feindlich entgegenstehende Königsmacht Wugas ist äußerlich in den Staub gesunken und hat damit auch in das feste Gefüge des heidnischen Volkstums einen Riß gemacht. Wie strömte einst das Volk zusammen, wenn der Häuptling ein Opferfest veranstaltete, um Regen zu machen. Mit schnellem Arm schlugen ihm die Burschen des Volks mit ihren Buschmessern einen Weg durchs Gebüsch, und auf diesem neugebahnten Pfad schritt hinter dem Pfeifer der Häuptling als Priester seines Volks, und das Volk strömte ihm nach, um dort oben an jener alten Grabstätte der Häuptlingsahnen sich mit dem Blut des Opferlammes besprengen zu lassen und von dem Fleisch ein Stück zu bekommen. Diese großen allgemeinen Volksopferfeste unter Führung des Königs sind geschwunden, und damit hat das Heidentum in den Augen des Volks etwas von seiner Macht eingebüßt.

Anknüpfungen mit dem Volk.

Wenn unsere Stationskinder des Sonntags ihre Verwandten besuchten, so erzählten sie von all dem Neuen, was sie bei den Europäern gesehen, und die Knaben, die bei uns gearbeitet hatten, sangen daheim und beim Weiden der Ziegen das Lied, das sie gelernt: „Gott ist die Liebe“, und wußten des Abends in den Hütten Wunder zu berichten, wie der weiße Mann im Hause auch aus einer großen Pfeife rauche; wie er aus einem Buche alles wisse und er keinen vergesse, der einmal in sein Buch gekommen. „Darum sagen wir auch nicht unsre richtigen Namen, sondern geben uns falsche Namen, so betrügen wir den klugen weißen Mann und kommen doch nicht ins Buch“, so berichteten die kleinen Helden. Freilich der kleine Kußa bekam solchen Schreck, als er nun wirklich zum ersten Mal dicht vor dem weißen Mann stand und der ihn nach seinem Namen fragte, daß

er den Namen, den er sich gewählt hatte, vergaß und vor Schreck seinen richtigen Namen „Kußa“ nannte. — „Ja, der weiße Mann kann alles, und doch, er wird öfter ärgerlich und zornig; er ist immer fleißig und kann nicht verstehen, wenn wir einmal ausruhen.“ „Aber dumm ist er doch“, so sagt der alte Milchmann aus Bagai, „ich bringe ihm alle Tage Milch und erhalte meine Pesa dafür und habe mir schon viel schönes Zeug dafür gekauft, und ich gieße immer Wasser zur Milch, aber er merkts nicht. Wir sind doch klüger, wir betrügen uns gegenseitig, — der weiße Mann läßt sich betrügen.“

Das alles macht uns bekannt im Volk, und mancher wagt es, mit einer Krankheit zu uns zu kommen und uns um Hilfe zu bitten. Sie rechnen es Missionar Lang Heinrich hoch an, daß er in regnerischem Wetter mit zu dem Kranken geht, wo die schmalen Fußsteige so glatt sind, daß man bei jedem Schritt auszugleiten droht, wenn man sich auch mit dem langen Bergstock stützt. Er gibt ein linderndes Mittel, er erzählt ein wenig von dem lebendigen Gott, den wir haben, und die Leute freuen sich, daß der weiße Mann ihre Hütte betreten hat.

Kommt ein neuer Junge zu uns, so besuchen wir mit ihm sein Dorf und seine Eltern, und am Sonntag suchen wir dieses und jenes Dörflein auf und lernen Land und Leute kennen.

Als die erste Regenzeit vorüber ist, gilt es wieder bauen: ein festes Wohnhaus und eine Kapelle sollen errichtet werden.



Ziegelarbeit auf der Station.

Wir lehren die Leute Luftziegel streichen, und es ist eine schwere Arbeit, bis die ersten nötigen 30000 Ziegel geformt und getrocknet sind. Jeden Abend gilt es, alle Arbeiter auslohnen, erst allmählich gewinnen einzelne Vertrauen zu uns, daß sie sich nur wöchentlich oder monatlich auszahlen lassen. Immer wieder neue Leute müssen angelernt werden; es ist viel Geduld nötig. Aus vollem Herzen stimmen wir darum am Einweihungstage der Kapelle, 20. Februar 1896, ein Loblied an. Das Wohnhaus mit 4 Zimmern und fester Lehmdecke wird bezogen, und jeder von uns bekommt sein eigenes Zimmer. Die Kapelle mit Sitzplätzen für 200 Leute auf dem höchsten Platz des Hügels schaut mit ihrem 12 m hohen Türmchen freundlich ins Land hinaus. Alle, die mit gebaut haben, werden geladen, und mit Reis und einem gekochten Hammel bewirtet.

Es begann jetzt eine ruhigere Zeit; abwechselnd konnte einer des Morgens in der Frühe hinausziehen ins Land und den Leuten von Jesu erzählen. Auf schmalem Pfad gings ins Tal hinein und drüben die Berge wieder hinan, bald nach Bagai, bald nach Mbusii, nach Schaschui, und wie die Dörfer alle hießen. In Bagai schlossen wir bald Freundschaft. Manche waren Bekannte von der Arbeit her und waren stolz, das Lied „Gott ist die Liebe“ schon mitsingen zu können. Andere gesellten sich neugierig dazu und sie lernten zusammen ein biblisches Bild verstehen. Zuerst mußten Augen, Nase, Ohren, Hände, Füße wieder und wieder gezeigt werden, bis dann allmählich der Blick sich für das Bild öffnete. Gern sahen meine kleinen Freunde das Bild von den Hirten auf dem Felde. Der Hund, die Schafe, die Hirten waren bekannte Dinge und wurden den Neulingen mit Vorliebe gezeigt. Wir hörten dann von dem Boten Gottes, der eine frohe Botschaft brachte, und lernten den Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“. Von Frieden, von Ruhe für die Seele hatten die Alten noch nichts gehört. Nein, sie hatten viel Kummer, es starben so viele Kinder; „kams daher, daß der weiße Lehrer öfter durch ihr Dorf kam?“ fragte sich mancher, und mancher ging unwillig vorüber, wenn der Missionar mit den Kindern im Gras saß und sang.

„Blas“, so riefen die Jungen in Mbusii, „die Freude“. Erklang dann die Tonleiter oder ein fröhliches Lied von den Felsen hinab weit ins Tal hinein, so jauchzten sie vor Freuden und sangen mit neuer Lust und besahen ein Bild, bis die Mütter riefen, die Knaben sollten die Ziegen austreiben, oder bis der Vater den Sohn rief, mit ihm aufs Feld zu gehen. Traf man

2*

dann hie und dort auf dem Felde die Leute bei der Arbeit, so ging der ausführliche Gruß freudig hin und her, und konnte man dem einen zurufen: „ho Mbusii = wie steht's in Mbusii", so rief er stolz den andern zu: „anitaila = er kennt mich."

Des Sonntags Nachmittags gings oft hinauf nach Wuga, und schon unterwegs kam die kleine Schar angelaufen: „Gib mir dein Horn", „gib mir deinen Stock", „gib mir deine Tasche", und im Triumph zog die ganze Gesellschaft mit dem Missionar in die Hauptstadt ein, die zu betreten jetzt niemand



Missionsstation Wuga im Jahre 1900.

mehr verbot. Hoch oben zur Fahnenstange mußten wir ziehen, „nun blase", hieß es, und neugierig schauten auch Frauen und Mädchen hinter den Häusern und Zäunen hervor. Auch hier wurde gesungen, gesehen und gelernt und die Herzen vorbereitet, daß der ewige Same sprossen und Frucht bringen könne.

Die erste Taufe.

Eines Abends, ehe wir ein Jahr in Ngasi wohnten, kamen zwei Knaben, die erst wenige Wochen bei uns wohnten, zu mir und sagten: „Wir wollen unterrichtet werden". Das schien nichts Besonderes zu sein. Und doch war es etwas ganz Bedeutsames. Jene Worte bedeuteten: „Wir wollen in Gottes Wort unterrichtet

werden.“ Wir waren zusammen mit diesen Knaben auf der Missionsstation Hohenfriedeberg gewesen, und da hatten die zwei einen Eindruck von den Christen bekommen. Es mochte etwas davon sein, wie es einmal ein Heide aussprach: „Sieh’, wir Schambala lügen alle, aber die Christen lügen nicht.“ Ja, diese Bitte der zwei Knaben war etwas ungeheuer Großes für uns, es gab im weiten Wugaland zwei Herzen, deren Wunsch war, Jesus kennen zu lernen. Wohl wußten die beiden noch nicht, was sie damit begehrten, es ging ihnen so, wie es der eine später sagte: „Wir wußten nicht, was wir suchten, wir suchten Irdisches, erhielten Himmlisches, ewiges Leben, viel, viel mehr, als wir gesucht“. Eine herzliche Freude war mir bei der Bauarbeit der Umgang mit diesen beiden Kibuana und Lukuta, vor allem aber ihr Unterricht in den biblischen Geschichten. Schlicht und einfach erzählte ich ihnen, so gut ich konnte; allmählich öffneten sich die harten Heidenherzen, und wie lauschte bald Kibuana diesen Geschichten der Bibel, und hatte er sie zweimal gehört, so erzählte er sie selbständig und lebendig wieder, daß es eine Herzensfreude war. — Gar bald holte Lukutas Vater seinen Sohn von uns fort, so blieb Kibuana allein im Unterricht, aber man merkte es ihm an: „er suchte.“

Kaum war Kibuana zwei Monate im Unterricht gewesen, so ging er nach Hause. Er war unser Koch gewesen, und seine Zeit war abgelaufen. Nach einigen Wochen kam er wieder, und er erzählte mir: „Als ich nach Hause kam, haben wir alle Tage das auf den Feldern aufgehäufte Unkraut verbrannt und den Mais gepflanzt. Als wir fertig waren, sagte ich: „Ich will jetzt wieder zu den Europäern gehen und unterrichtet werden“. Da schalten mich meine Mutter und Onkel und sagten: „Wirst du unterrichtet, so wirst du getauft. Und das Wort sage uns nicht, das wollen wir nicht.“ Da war ich betrübt und schwieg. Jeden Morgen, wenn ich gehen wollte, hieß es: „Hilf uns hier, hilf uns da“, und ich half meinem Vater und meiner Mutter. Heute aber sagte ich: „Ich gehe nun, unterrichtet zu werden.“

Als ich ihn fragte: „Worin willst du unterrichtet werden?“ sagte er fest: „Ich will getauft werden. Ich habe meiner Mutter gesagt: ich werde nicht gezwungen, ich will es selbst.“ Ich sagte ihm, er sei jetzt nicht Koch, bekäme daher auch keinen Lohn, sondern nur Speise und Kleidung. „Das Wort Gottes ist gut,“ erwiderte er, „suche ich da denn etwa Geld oder Zeug bei euch? Ich will getauft werden.“

Nach einiger Zeit begleitete ich Kibuana zu seinen Eltern. In der niedrigen rauchigen Hütte setzten wir uns nieder; vor uns auf dem Feuer stand der Topf mit Mais, der uns zu Ehren schnell aufgesetzt war. Nachdem der Junge den Eltern ausgesprochen hatte, daß er bei den Lehrern, den Missionaren, wohnen wolle, fragte der Stiefvater: „Wo willst du denn eine Frau hernehmen?“ „Sprich davon nicht,“ erwiderte der Sohn, „will das Mädchen, das du mir bestimmt hast, Gottes Wort, dann nehme ich sie zur Frau, wenn nicht, so nehme ich eine, die Gottes Wort will.“ Traurig hub die Mutter an: „Du willst getauft werden? Wenn wir dich zu den Opferfesten rufen, so kommst du nicht! Unsere Familienfeste feierst du nicht mehr mit! Wer hilft uns denn ackern? Wer hilft uns denn ernten? Weißt und bedenkst du das alles?“ Nie hatten wir mit Kibuana von dem allen gesprochen, aber fest erwiderte er: „Das alles will ich nicht mehr; ich will die Worte Gottes“.

Einmal ging Kibuana im Zorn über einen andern Knaben von uns, aber er kehrte reuig wieder. Als ich ihn bei der Besprechung des Taufbefehls fragte, ob er entschlossen sei, ein Mann Jesu zu werden, da war sein „ja“ mir nur eine Bestätigung dessen, was aus seinem ganzen Wesen sprach. Am Sonntag, den 6. September 1896, durften wir diesen Kibuana als Erstling Wugas in den Tod Jesu taufen. Vier Knaben, die alle schon unter dem Eindruck des Wortes Gottes standen, und einige Christen aus Hohenfriedeberg mit Bruder Wohlrab, nahmen an dieser stillen Feier in unserer Kapelle teil, wo aus dem heidnischen Kibuana ein christlicher Jakobo wurde. „Wir bildeten eine kleine Versammlung von 17 Menschen,“ so schrieb Bruder Lang Heinrich damals, „auf die die einfache Feier einen tiefen Eindruck machte. Wir drei Missionare und mit uns die Brüder und Schwestern hier auf den andern Stationen, wir haben uns fast zu sehr gefreut; und ob nun auch Kampfestage kommen werden, wir wollen uns nicht mehr fürchten, sondern fröhlich glauben, daß der Herr einstehe für Jakobo und für die, die er sich weiter erwählt.“

War denn das ein solch großes Ereignis, daß *ein* Heide, *ein* Bursche, getauft war? Mit dem Tage der Taufe war Jakobo Kibuana aus seiner heidnischen Verwandtschaft ausgeschlossen. Wenn er des Sonntags am Nachmittag einmal umherging, so riefen ihm seine früheren Genossen zu: „Wie bist du dumm, daß du zu den Europäern gegangen bist. Warum bist du denn Jesus gefolgt?“ Und Hohn und Spott folgten

dem Einsamen. Als er zu seinem Onkel kam, der ihm in meiner Gegenwart einst gesagt: „Wenn du zu mir kommst, ist dir mein Haus offen“, wies der ihn mit Schelten von seinem Hause fort. „Zu uns gehörst du nicht mehr“, so hieß es überall.



Inneres der Kapelle von Wuga (1896).

Da sind dem treuen Jakobo wohl manchmal die Wasser bis an die Seele gegangen, aber er fand bei dem, der nun sein Heiland geworden war, Trost und Frieden. Ja, wenn's nicht der gewesen, der verheißen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden — siehe, ich bin bei euch alle Tage“, dann hätte

dieser Erstling der Macht des Heidentums nicht widerstehen können. Aber Gott ist getreu.

Die Braut war ihm genommen. Nach Jahren fand sich ein Mädchen, die Gottes Wort folgen wollte, der Jakobo als Brautgabe eine Perlenkette gab. Als dann aber der Schwiegervater kam und die Brautgeschenke verlangte, sagte Jakobo aus eigner Entscheidung: „Die geben wir Christen nicht.“ Und als es sich herausstellte, daß jenes Mädchen nur ihn wollte, nicht Jesum, da löste Jakobo sein Verhältnis zu dem Mädchen mit den Worten: „Wenn sie nur mich, nicht Gottes Worte sucht, so kann ich sie nicht nehmen.“

Durch manche Kämpfe ging es mit Jakobo, und manches Mal haben wir um ihn gezittert und gezagt. Zwei Tage hauste er einmal im Busch, aber sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, er kehrte wieder zurück. — Da lag er eines Tages in schwerem Fieber auf dem Blätterlager am Boden der Hütte. Einmal ums andere hatte er mich rufen lassen; endlich war ich gekommen und setzte mich zu ihm an den Boden. Unruhig wälzte er sich hin und her: „Ich habe dir etwas zu sagen“, so stöhnte er. „Ich wollte es dir schon früher sagen, aber ich konnte nicht. Doch ich muß es sagen.“ Und dann bekannte er, wie er in einem heidnischen Dorf der wiederholten Versuchung der Heiden nicht habe widerstehen können und in böse Sünde gefallen sei. Zu Jesu Füßen fand ein zerbrochenes Herz wieder Frieden. Und als seine Zeit gekommen war, sandte Gott ihm auch ein Mädchen, das Jesum suchte, und am 9. November im Jahre 1900 gingen Jakobo Kibuana und Lea Nemhina ihren christlichen Ehebund ein. Er war keiner von den Klugen und Weisen, aber eine einfältige Seele, die Frieden suchte und fand.

Das erste Gemeindlein.

Bis zum 11. Juni 1897 stand Kibuana allein, an dem Tage aber erklang das Glöckchen in unserm Turm wieder einmal besonders hell und lieblich, als wollte es den Heiden ringsum zurufen: „Hört es, zwei eurer Söhne wollen sich heute dem lebendigen Gott ergeben, und darüber ist Freude im Himmel.“ Auch diese beiden, Lukuta und Schemahonge, sind es wert, daß wir ein wenig davon hören, wie Gott sie führte. Lukuta hatte im Januar 1896 mit Jakobo Kibuana die Bitte ausgesprochen, in Gottes Wort unterrichtet zu werden, aber wir hörten schon, sein Vater nahm ihn weg. Er war ein rechter Grobschmied,

der Vater mit dem knochigen Gesicht und dem finstern Blick, und man spürte wenig von Vaterliebe, als er an jenem Abend des 23. Januar 1896 auf seinen Sohn losschalt. Ja, nicht lange vorher hatte er einmal mit seinem Gewehr nach dem Sohn geschossen, als der in seiner Unachtsamkeit die Ziegen des Vaters Mais hatte abfressen lassen. Es tat uns weh, den Jungen wieder eines solchen Vaters Hand zu überlassen, aber wir durften ihn nicht zum Ungehorsam gegen seinen Vater ermahnen. Mit den Worten: „Ich lasse die Worte Gottes nicht, ich komme um sie zu hören", schied der fröhliche Junge von uns. Monate lang kam er nicht wieder. Einmal war jener finstere Schmied, dessen Gesicht ich wieder vergessen hatte, zu uns gekommen mit den Worten: „Er ist krank." „Wer denn?" „Der Junge, du kennst ihn." Da lag der kranke Junge am Boden der dunklen Hütte in Wuga im Fieberwahn. Er schien mich nicht zu kennen. Alle Arznei und Zauberei hatte der Vater versucht, aber umsonst, die Lungenentzündung war immer schlimmer geworden. Da hatte der Junge in der Nacht eine Stimme gehört: „Geh' zu den Missionaren, da wirst du gesund." Er ruhte nicht eher, bis er den Vater bewogen, uns zu rufen. Gott schenkte dem Lukuta Genesung, aber nun ließ jene Stimme ihm keine Ruhe, und wieder und wieder bat er den Vater: „Vater, laß mich gehen, ich will meine Worte Gottes."

So oft der Vater fort war, kam Lukuta dann zu uns und endlich im August 1896 machte er Ernst. „Ich will die Worte, in denen ich unterrichtet bin." Wieder kam der Vater zornig an, den Sohn zu holen, aber der sagte ihm fest: „Rufst du mich zur Arbeit, so komme ich, aber ich wohne bei den Missionaren." Dann wurde der Junge müde, für seinen Vater zu weiden, aber der Blick auf den Heiland gab ihm in allen Kämpfen wieder Kraft, auch das zu tun, was er nicht mochte. Immer wieder gab es Kämpfe mit seinem Vater. Aber Lukuta hielt fest: „Ich will getauft werden." Als der Vater ihm drohend sagte: „Wenn du nicht heute oder morgen ein Stück Zeug für deine Braut bringst, löse ich die Verlobung auf", blieb er dabei: „Ich will getauft werden und lasse das Mädchen." „Das Wort Gottes," so sagte er vor der Taufe, „war es, das mir Kraft gab, immer wieder trotz aller Anfeindungen zum Unterricht zu kommen." —

Schemahonge war ein kleines energisches Bürschchen. Eines Morgens stand er mit seinem Speisebündel aus Bananenblättern am Arm unter der Schar der Arbeiter. Alle lachten, als

Missionar Lang Heinrich den kleinen Jungen mit zur Arbeit aufschrieb, aber mit vollem Ernst ergriff er eine Hacke, um damit zu arbeiten. Bald kam er dann, um bei uns zu wohnen. Die Verwandten erklärten sich einverstanden, da sie den eigensinnigen, etwas zurückgebliebenen Jungen gern vom Tische los waren. Mit Kibuana war er zeitweise der einzige Knabe, der bei uns wohnte. Auf seinen Wunsch erzählte ihm Missionar Lang Heinrich an der Hand der Bilder die biblischen Geschichten. Oft schien alle Mühe vergeblich, es wurde dem Schemahonge so schwer, eine Geschichte aufzufassen und wieder zu erzählen. Lernten wir aber in den Abendandachten einen Spruch, so wußte Schemahonge ihn weit eher als die größeren Genossen. Allmählich wuchs auch sein Verständnis ein wenig, und er sprach es seinem Vater gegenüber klar aus, daß er getauft werden wolle. Auch als der Vater erwiderte: „Das will ich nicht, wohnen kannst du hier bei den Europäern, aber ich will nicht, daß du getauft wirst,“ blieb Schemahonge fest dabei: „Ich will getauft werden, ich kann die Worte Gottes nicht lassen.“

So durften wir diese beiden Jungen als entschiedene Bekenner Jesu fröhlich taufen. „Es ist etwas Herzgewinnendes,“ so heißt es in dem Bericht über jene Feier, „zwei solche kleine Menschlein mit dem ganzen Ernst, den ihr Entschluß erfordert, und mit der ganzen verklärenden Freude, daß ihr Herzenswunsch jetzt erfüllt wird, vor dem Tauftisch stehen und knieen zu sehen.“ Filipo Lukuta und Juda Schemahonge mit Jakobo Kibuana und ihren Missionaren zusammen waren nun im Juni 1897 zu einer kleinen Gemeinde zusammengeschlossen. Wir durften uns zusammen des Wortes getrösten: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“

Ein Alltag.

Bald nach 6 Uhr versammeln sich die Stationsknaben, deren es bald zwei, bald vier bis sechs sind, und etwaige Arbeit suchende Leute mit mir in der Kapelle. Missionar Lang Heinrich ist schon ausgezogen, um ein Dorf zu besuchen. Wir singen und beten miteinander und lernen zurzeit eine Woche lang einen Spruch. Darnach bleibe ich mit den drei Christen zusammen, und wir schließen uns im Gebet als Gemeinde zusammen und schauen hinein in Gottes Walten, wie es sich in Israels Führung offenbart. Einige Knaben haben schon wieder den Wunsch

ausgesprochen: „Wir wollen Gottes Worte." — Draußen steht ein Bursche, der früher einmal kurze Zeit bei uns gewohnt hat. Er bringt seinen älteren Bruder mit den Worten: „Er will die Worte Gottes. Ich will sie noch nicht, aber er will sie." Wir wissen nicht, was den Jungen zu uns treibt, wir kennen ihn gar nicht, aber wir nehmen ihn als uns von Gott gesandt an.

Vor der Küche steht eine Schar von Männern und Frauen. Letztere etwas abseits für sich. Es ist Montag. Die Leute haben sich endlich daran gewöhnt, nur an diesem Tage und zu dieser Zeit, ihre Waren zu bringen. Nur hier kommen wir mit den Frauen in Berührung, während sie uns sonst ängstlich meiden. So haben wir uns entschlossen, ihnen vor Beginn des Handels hier ein kurzes Wort Gottes zu sagen. Es wird den Frauen schwer, ernst zu bleiben und auf das zu merken, was der weiße Mann ihnen verkündigt. Dann beginnt ein eifriges Handeln. Milch wird nur für den Tag gekauft, aber es gilt acht zu haben, daß sie nicht mit Wasser versetzt ist. Mais, Bananen, Süßkartoffeln, Kürbis, Bohnen und was es sonst noch gibt, wird für die ganze Woche für die Knaben und uns gekauft. Bei den meisten Sachen wissen wir den üblichen Preis, so daß kein langes Feilschen mehr nötig ist. Dem Küchenjungen wird Anweisung gegeben, was er für uns und die Knaben kochen soll. Ehe es zu den Knaben geht, die langsam angefangen haben, das Bananenfeld hinter der Kapelle von Unkraut zu reinigen, müssen einige Kranke mit Arznei versorgt werden. Die Verhandlungen sind oft langwierig, ehe der Sitz der Krankheit und das rechte Mittel erkannt sind. Während ich dann mit den Knaben auf dem Felde bin, kommt Missionar Lang Heinrich fröhlichen Herzens heim. Der Sprachlehrer wartet schon; er sollte heute nicht kommen, aber er möchte gern einige Pesa verdienen und hat morgen eine Reise vor. Da müssen wir ihm schon den Gefallen tun und seine Hülfe benutzen. So setzt einer von uns sich mit ihm zusammen, und es wird nach diesem oder jenem gefragt. Man möchte so gern ein Wort für „Lohn" haben. Man setzt ihm auseinander, was man meint. Schauli kennt uns schon, und es finden sich verschiedene Ausdrücke, aber bei näherer Nachfrage hat jedes seine besondere Bedeutung. Da gibt es Botenlohn, Weidelohn, Ackerlohn, Trägerlohn, aber für das biblische allgemeine „Lohn" will sich noch nichts finden. — Vergeblich sucht man nach einem Ausdruck für „Treue". Wie lange dauert es, bis wir für Liebe ein Wort haben, statt des „zu lieben". Der Stamm ist da, das Wort

kunda = wollen, lieben. Endlich ist „lukundischo = starke Liebe“ gefunden. Das läßt sich von Gott gebrauchen, und ist von der Liebe der Menschen unter einander die Rede, so heißt es: „lukundischano“.

Die letzte Stunde vor dem Mittag beugen wir beiden Missionare uns gemeinsam unter Gottes Wort, wir lesen die Psalmen und Propheten oder Evangelien miteinander im Urtext, um in der Unruhe die Hauptsache nicht zu vergessen. Bei der Mahlzeit sitzen die Knaben neben uns auf ihren Eingeborenenschemeln. Nach einer Ruhepause beginnt um $1^1/_2$ Uhr die Schule. Es wird eifrig buchstabiert, geschrieben und ein wenig gerechnet. Die Fortschritte sind gering. Außer den Stationsknaben nehmen seit Juni 1897 eine Anzahl auswärtiger Burschen daran teil. Der Häuptling Kiniassi lernt für sich und kann in wenig Wochen lesen und schreiben.

Inzwischen haben sich wieder mancherlei Bittende eingefunden: der eine wird von Zahnschmerzen geplagt, und Missionar Lang Heinrich muß ihn von dem Missetäter befreien. Der andere möchte gerne unsere Rattenfalle haben, die bösen Tierchen haben ihm in der Nacht sein Zeug am Leibe zerfressen und ihm an seinen Zehen genagt. Zur Freude der Umstehenden zeigt er beide Schäden vor und erhält die Rattenfalle auf einige Tage, nachdem er bei der Anweisung, sie aufzustellen, sich tüchtig die Finger geklemmt hat. — Verschwindet um 6 Uhr im Westen die Sonne hinter dem Bergrücken Wugas, so wird es still, nur die Feldwächter lassen von Zeit zu Zeit auf ihren Maisfeldern ihren Ruf erschallen, um Wildschweine und Affen fernzuhalten. Ums Feuer sitzend, üben die Knaben das neue Lied: „Früh am Morgen Jesus gehet“, und als ich dann unter ihnen sitze, muß Filipo Lukuta, der Meister im Erzählen, die Geschichte von der Taube und dem Raben erzählen, wie der kleine Kolibri der Taube zu ihren gestohlenen Jungen verhilft. Nach dem Gebet legen sich die Knaben auf ihren harten Brettern zur Ruhe, und wir haben noch ein stilles Stündchen, ein jeder für sich.

Ein Vormittag der Verkündigung.

Sieben Dörfer im Umkreis von $^1/_2$ bis zu zwei Stunden um uns herum werden so ziemlich regelmäßig besucht. Missionar Lang Heinrich beschreibt uns einmal einen solchen Verkündigungsgang: Es ist schönes Wetter. Ein Blick auf den alten 1700 m hohen Wetterpropheten Kwamongo belehrt uns, daß heute die

Sonne die Herrschaft hat, denn kein Nebelschleier lagert um sein Haupt. Die schweren eisenbeschlagenen Schuhe an den Füßen, den Bergstock in der Hand, das Horn über die Schulter gehängt, den dicken Tropenhut auf dem Kopfe und das Herz froh in der Brust, breche ich auf, hinein in den taufrischen Morgen. Das eigentliche Morgenkonzert der Vögel ist schon verstummt; dennoch singt hier und da noch ein Langschläfer. Unterwegs begegnen mir schon viele fleißige Leute; mit ihrem Buschmesser in der Hand und der Hacke auf dem Kopf gehen sie auf ihre Felder und grüßen freundlich im Vorbeigehen. Wer wird sich jetzt noch fürchten vor dem weißen Mann, wie in unserer ersten Zeit? Er spricht ja die Schambalasprache. Nur ein kleines Mädchen klammert sich fest an das Lendentuch der Mutter, das Gesicht verbergend. Ihre beiden größeren Schwestern gehen kühn vorbei; aber der etwas beklommene Klang des Grußes, bei dem das wiederholte „ee tate = ja Vater“ nur zagend schnell herausgestoßen wird, und das unter der braunen Haut sichtbar pochende Herz sagen deutlich: „Tu du mir nichts, ich tu dir auch nichts.“ Schagama ist das Ziel meiner Wanderung. Der Weg führt dicht an Wuga vorbei über das Kosoi-Flüßchen, den Wasserspender für die Stadt. Viele Frauen begegnen mir, den schweren Tonkrug oder den großen Flaschenkürbis mit Wasser gefüllt auf dem Kopf tragend. Sie erwidern den Gruß freundlich. — Drüben wird es einsamer. In großem Bogen geht es langsam hinauf, dann wieder hinunter an ein Bächlein, über das ich mir erst eine Brücke bauen muß, um trocken hinüber zu kommen. Auf holprigem schmalen Wege geht es weiter, eine Strecke ziemlich eben und endlich hinauf nach Schagama. Auf dem Dorfplatze bietet sich dem Auge ein köstlicher Fernblick: aus der weiten Steppe mit einzelnen erkennbaren Dörfern erhebt sich der Mafiberg, rechts davon leuchtet der weiße Spiegel des Manga-Sees; der Südzipfel des Paregebirges, der weiter nach Westen steil abfallende Abhang Usambaras liegen vor mir und dort oben die Gebirgswelt von Ubili und Gale, scheinbar nahe, aber schwer zu erreichen, weil das tief eingeschnittene Tal des Simuiflusses dazwischen liegt. Strahlend kommen meine kleinen Freunde aus ihren Hütten, um mich zu begrüßen. Noch nicht lange ist es her, da verkrochen sie sich, sobald ich kam. Die Bilder von Jesu, die wir miteinander besehen haben, haben die Furcht überwunden. Auch ein paar ganz nackte Bürschlein kommen gesprungen. Einige Frauen und Mädchen stampfen in den großen Holzmörsern in schönem Takt ihren Mais; auch sie laufen nicht

mehr davon, sondern bleiben bei ihrer Arbeit. Auf den Ruf des Hornes hin kommen etwa 20 Leute und setzen sich zu mir auf die Erde. Nachdem wir von diesem und jenem geredet, frage ich sie: „Wißt ihr noch etwas von Jesu, von dem ich euch erzählt habe?“ „Wir wissen nichts“, lautet fröhlich die Antwort; zur Entschuldigung fügt dieser und jener hinzu: „Ich war das vorige Mal, als du kamst, nicht da.“ An den Bildern erinnern sie sich wieder an dies und jenes, was ihnen dabei bemerkenswert erschienen ist. Ich wiederhole ihnen kurz die Geschichten. Dann zeige ich ihnen das Bild Jesu am Kreuz. Ich weise sie hin auf diesen Jesus, der den Menschen nur Gutes getan, der sich ans Kreuz schlagen ließ, um unsere Schuld zu sühnen. — Es ist ihnen fremd, aber sie lachen nicht mehr, sondern horchen still dieser wunderbaren Botschaft. —

Ein alter Mann, der sonst kaum zuhörte, sitzt sinnend zur Seite. „Wir haben dich gern, wir lieben dich“, sagt er, indem er eine neue Kohle auf seine Pfeife legt. Ich entgegne: „Das ist schön, aber du schmeichelst mir nur; neulich kamst du erst aus der Hütte, als ich weggehen wollte, und meintest, du habest viel Schlaf gehabt.“ „Weißt du nicht, mit wem du sprichst?“ fragten die Umstehenden. „Nein“, sagte ich. „Er ist der Älteste des Dorfes“, belehrten mich die Kleinen. „Gut,“ sagte ich, „dir gehört dieses Dorf; aber das ganze Land ringsum, wem gehört das?“ Er: „Dem Häuptling von Wuga.“ „Ja,“ erwiderte ich, „aber wenn du weit über die Ebene, über die Berge, bis zum Meer, zum Himmel siehst, wem gehört das alles?“ Nach wenigem Besinnen sagte er: „Dir“. „Nein,“ antwortete ich, „mir gehört es nicht; ich bin ein kleiner schwacher Mensch, besinne dich, wem gehört wohl Erde und Himmel?“ „Gott.“ „Sieh,“ schloß ich, „wenn alles Gott gehört, so hat er dir auch das Deine gegeben und kann es dir bewahren. So wollen wir diesem Gott danken für das, was er uns gegeben, und bitten, er möge uns segnen.“

O käme doch bald die Zeit, wo Gott auch diesen umnachteten Heiden seine Gnade in Jesu offenbaren kann!

Gale und Ubili.

Als wir im Januar 1895 von Wuga nach Hohenfriedeberg zurückkehrten, übernachteten wir in Gale. Man nahm uns freundlich auf, und mit besonderem Eifer lernte die Jugend unser Missionslied: „Gott ist die Liebe. Sobald es unsere Zeit

erlaubte, begann ich regelmäßig wenigstens einmal im Monat Gale zu besuchen. Nach $2^1/_2$ stündigem Marsch kam ich in ein weites Weidefeld, aus dem sich etwa 150 m hoch eine Hügelkette erhob. Auf der einen Spitze lag der Ort Gale. Dort im Tal ließ ich mein Horn erklingen und bald hatte ich eine kleine Schar von Burschen um mich, die aus den Hütten und Feldern angesprungen kamen. Schnell saßen wir im Grase zusammen, sangen miteinander und besahen die biblischen Bilder.

Der Schall des Horns war auch bis nach Gale hinaufgedrungen, und gar oft erwarteten mich die Leute mit ihrem Häuptling oben am Tor des Dorfes. Wenn dann der Abend gekommen und die Ziegen eingetrieben waren, so saßen wir beieinander, und ich suchte immer von neuem sie auf Jesum, den Heiland, hinzuführen. Eine Zeitlang folgen die Leute gern, aber dann springen sie oft plötzlich ab. Der Häuptling hatte eine klare Erkenntnis, um was es sich handle. Er beförderte auf jede Weise die Verkündigung des Wortes, aber zu einem Bruch mit dem Alten fand er nicht die Kraft. Wie manches Mal, wenn wir zusammen im Mondenschein vor seiner Hütte saßen und aus einem Körbchen uns unsren Maisbrei nahmen und aßen, wurde mir warm ums Herz im Gespräch mit dem Manne. Und dann wieder suchte er mich zu täuschen und sagte: „Wir haben jetzt die Feste gelassen, wir folgen jetzt deinen Worten." Dann wies ich ihn wohl hin auf die Zauberstäbchen, die ich auf dem Wege überschritten, auf die Zauberschnur, die erst neu wieder am Eingang des Dorfes aufgehängt war. Lächelnd sagte er: „Du kennst uns," aber der Hauch des göttlichen Geistes, der über uns geweht, war verschwunden. Ein Gesetz mit Sonntagsheiligung und andern Bestimmungen hätten die Leute gerne angenommen. Wie oft sagten sie: „Sage uns, was wir tun sollen, wir wollen Gott folgen." Aber wenn dann die Antwort lautete: „Laßt eure Worte und hört auf die Worte dieses Jesus", so war ihnen das noch zu schwer.

Am Eingang in die Häuptlingsumzäunung stand eine besonders große, hohe Hütte. Es war das Knabenheim des Dorfes. Rings an den Wänden lagen auf hohen Pfählen Bretter, die Ruhestätten der Knaben des Orts. Ist ein Schambalajunge etwa 7 Jahre, so wohnt er nicht mehr daheim, sondern im Burschenheim. Ein älterer Bursche ist der Leiter, dem die andern folgen müssen. Die Knaben haben für Ordnung in den Hütten und für Brennholz zu sorgen, und abwechselnd sind einige von ihnen Pagen des Häuptlings. Sie essen daheim und weiden die Herden

der Eltern oder helfen ihnen bei der Feldarbeit. So ein Knabenheim ist eine Art Geheimstaat für sich. Wenn in Wuga ein Neuling vom Lande ins Knabenheim aufgenommen wurde, so hatte er mancherlei durchzumachen. Wie wurde er oft von den älteren Jungen verspottet; sprach er von „Asche", so hieß es lachend: „Die kennen wir hier nicht", sagte er: „Gib mir eine Kohle für meine Pfeife", hieß es: „Gib uns deinen Tabak, denn ‚Kohle' heißt bei uns ‚Milz'; wer das nicht weiß, der muß bezahlen." Wie manches Mal wachte er am Morgen auf und fand sich ganz mit Asche bestrichen. War er dann einer von denen, die sich wie viele unserer schwarzen Jungen nicht gern waschen, so lief er wohl den ganzen Morgen mit dem weißgepuderten Gesicht umher. Oder seine Pfeife und sein Buschmesser, welches er beim Schlafen neben sich gelegt, waren am Morgen verschwunden, auch sein Stückchen Tabak und sein einziger Pesa*), den er so fest in sein Lendentuch eingeknotet hatte, waren nicht mehr da. Ja, oft hatten böse Genossen ihm sein Stück Zeug, in das er sich abends eingehüllt, im Schlaf genommen, und erst nach langem Suchen sah er es oben an dem Dach der Hütte hängen, und ehe er nicht den andern Tabak versprochen hatte, half ihm keiner, sein so notwendiges Lendentuch von dort herunterholen. Manch Böses lernten da oft die Knaben von einander. Jakobo Kibuana schlief schon als Heidenknabe lieber draußen im Gebüsch als in dem bösen Knabenheim in der Stadt Wuga. Einen Schemel, wie wir ihn sonst in jeder Hütte finden, gab es im Knabenheim nicht. Dankbar war ich, daß in Gale ein größerer Stein dicht am Eingang lag. Der diente mir als Stuhl, während die Knaben sich rauchend und schwatzend um mich sammelten. „Schönster Herr Jesu", „Müde bin ich, geh zur Ruh" und andere Lieder wurden geübt, wir nahmen die Josephsgeschichte durch und hörten Jesu Wundertaten. Dazwischen besahen Neugierige meine Stiefel, meine Jacke, fragten nach dem Preis, ob ich alles selbst machen könne, oder erzählten einander, daß ich mein Horn selbst gemacht habe. Als ich das lachend verneinte, hieß es, ich wolle ihnen nur keins machen, ich könne es ganz gewiß. Oft wurde die Frage des Geldes erörtert und erzählt, wie wir die Pesa kochten und darum soviel haben könnten, wie wir wollten. Einer wußte als etwas Neues, die Pesa würden nicht gekocht, sondern wir pflückten sie wie Früchte von einem Baum. Dann ermunterte wieder einer

*) Eine Kupfermünze = 2 Pfg.

zum Singen und allmählich zog einer nach dem andern sich auf seine Lagerstätte zurück. Nur ein größerer Bursche saß noch neben mir. Das Wort von der Auferweckung des Jünglings zu Nain hatte ihn gepackt. Er fragte nach Jesu Tod, von dem ich einmal erzählt, und hörte staunend und nachdenklich die frohe Botschaft von der Auferstehung. Welch eine Freude, eine nachdenkende fragende Seele unter all den Totengebeinen, unter die Gottes Wind noch nicht gefahren, um sie zu beleben! — In der mitgenommenen Hängematte, die an zwei gegenüberstehenden Pfosten in der Hütte meines Gastgebers befestigt war, schlief es sich doch besser als auf der harten Pritsche, die von Ungeziefer wimmelte. In der Frühe gab es noch eine kurze Wiederholung des am Abend Gehörten, dann ging's den Berg hinunter, und nachdem noch hier und da ein Lied gesungen und ein Samenkorn ausgestreut ist, bin ich gegen Mittag wieder in Wuga.

Wie ich in Gale, schloß Missionar Lang Heinrich in Ubili Freundschaft mit den Leuten. Aßen wir so mit ihnen, schliefen in ihren Hütten, redeten mit ihnen in ihrer Sprache, so kamen wir ihnen ein wenig nahe und bereiteten damit den Boden für das Evangelium. In Gale und Ubili entschlossen wir uns zu dem Bau von Predigthäuschen erst, als das Eindringen der katholischen Trappisten (Sommer 1897) in Gale es uns gut erscheinen ließ, unsre Arbeit an diesen Plätzen auch äußerlich zu kennzeichnen.

„Habt nicht lieb die Welt."

Ein Bursche von etwa 20 Jahren aus einem fremden Volksstamme, Muetschande mit Namen, war seit Anfang 1897 auf der Station. Er hatte eine große Wunde am Bein und war so unsrer Hülfe bedürftig. Unsere Bemühungen, ihn in der Umgegend unterzubringen, schlugen fehl. Als Arbeiter war er fleißig und anstellig, und willig fügte er sich in alles. Bald bat er um Unterricht in Gottes Wort, und Missionar Lang Heinrich hatte manche Freude in seinem Unterricht. Offenen Auges, offenen Herzens nahm er die Heilsbotschaft auf. Wort und Tat schienen für unseren Blick bei ihm übereinzustimmen und doch fehlte uns immer die volle Freudigkeit, ihn zu taufen. Aber als er wieder und wieder bat, glaubten wir schließlich seine Bitte erfüllen zu sollen. Der Tag vor Missionar Lang Heinrichs Abreise war zur Taufe bestimmt. Am Tage vorher meldete sich Muetschande krank, er war sonst nicht derjenige, der um eines Unwohlseins

willen die Arbeit floh. An dem zur Taufe bestimmten Freitag blieb er auch auf seinem Schlafbrett liegen. Wir sahen von der Taufe ab. Am Dienstag darauf kamen Filipo und Juda zu mir und sagten: „Wir können es nicht verbergen, Muetschande hat von eurem Salz an die Leute gegeben". Er hatte am Abend vorher das grobe Salz im Mörser gestampft, und ehe der Salzsack wieder weggeschlossen war, ein Körbchen davon genommen, beiseite gestellt und in der Nacht nach Wuga gebracht. Erst nach längerem Leugnen bekannte er sich schuldig. Er mußte infolgedessen die Station verlassen, damit er nicht den andern Kindern zum Schaden würde.

In Hohenfriedeberg wurde er auf unsere Bitte aufgenommen. Sein Hang zu Lug und Trug, sowie seine Liebe zur Welt und zum Geld, die er bei uns, die wir unter Heiden lebten, so lange hatte verbergen können, kamen in der kleinen Christengemeinde in Hohenfriedeberg immer heller ans Licht. Ein schwerer Diebstahl bei seinem Gastgeber bewog die Missionare, ihn dem Bezirksamt in Wilhelmstal, der deutschen Gerichtsbarkeit, zu übergeben. Er erhielt die dort üblichen 25 Schläge mit der Nilpferdpeitsche und mußte drei Monate an der Kette arbeiten. — Nach Abbüßung der Strafe kam er wieder zu uns. Mit glatten Worten bekannte er seine Schuld, aber als wir ihm irdischen Vorteil nicht gaben, verschwand er. Er ging hin, hängte sich an einen Schwarzen, bis er wegen einer groben Sünde flüchten mußte.

Unstät und flüchtig soll er im Lande umherziehen. Wird er noch zur Erkenntnis der Wahrheit kommen?

Landplagen.

1. Die Sandflöhe.

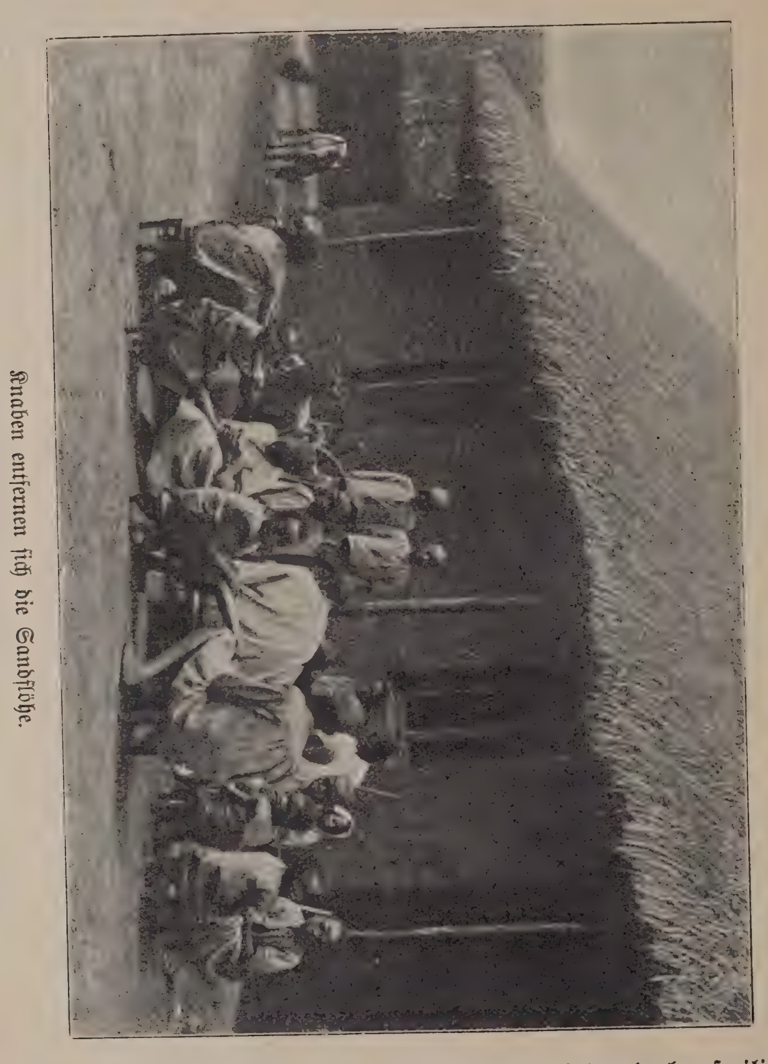
Vor bald 40 Jahren sind auf Schiffen von Süd-Amerika her kleine Tierchen, Sandflöhe genannt, nach West-Afrika herübergebracht. Die kleinen, behenden schwarzen oder braunen Flöhe bohren sich langsam unmerklich in die Füße unter die Nägel oder in Wunden unter die Haut ein. Dort verpuppen sie sich, und nach etlichen Tagen zeigt sich eine kleine Anschwellung. Vorsichtig holt der Schwarze den Sandfloh mit seinem bis erbsengroßen Sack unter der Haut hervor und — wirft ihn fort. Nicht lange dauert es, so gibt die heiße Sonne den tausenden in dem Sack enthaltenen Eierchen Leben, und der Boden wimmelt von

Sandflöhen. Von West-Afrika verpflanzten sich diese Tierchen langsam den Karawanenstraßen folgend bis an die mittelafrikanischen Seen und von dort kamen sie mit den Füßen der Träger an die Ostküste Afrikas. Sie hatten den dunklen Erdteil durchquert. Von der Küste folgten sie wieder den Trägern, die sie überall in ihre Heimat mitbrachten. So kamen sie von der Karawanenstraße Tanga-Kilimandscharo auch auf unsere Berge und nach Wuga. Peinliche Sauberkeit schützt wohl ein wenig gegen diese Unholde, aber doch ist auch der Reinlichste nicht sicher. Und wie leiden die andern darunter! Kaum kann so ein Junge noch gehen. Wird endlich der Fuß untersucht, so findet man unter jedem Nagel und unter den Füßen Anschwellungen, aus denen unter lautem Schreien die Sandflohsäcke entfernt werden. Wie manchem Kindchen muß die Mutter aus Händen und Füßen täglich solche Beutel entfernen, die das Kleine sich beim Spielen im Sande geholt. Wo man geht und steht, trifft man Leute am Boden sitzend mit einer Nadel oder einem spitzen Stöckchen an den Füßen beschäftigt, und auf die Frage: „Was machst du?“ heißt es lachend: nina fusa = ich habe Sandflöhe. Liegt es an dem Gift dieser Tierchen oder an der Ungesundheit der so trockenen Luft, kurz jede Verletzung in dieser Zeit wird bösartig.

Waren sonst nur einzelne mit Wunden zu uns gekommen, jetzt wurden es täglich 10, 20, 50, 100, ja noch mehr, die verbunden werden wollten, und dazu wohnten im Dezember 1898 nach einander 140 Wundkranke auf der Station. Ich kann allein nicht allen Kranken helfen. Ich lege den 3 Christen meine Not vor; wohl weiß ich, wie schwer es einem Schambala wird, eines anderen Wunde zu berühren, aber ich frage sie auch nicht als Menschen, sondern als Christen: „Wer von euch will mir um Jesu willen helfen?“ Am nächsten Tage kommen die drei an: „schischwi = hier sind wir. Du kannst allein nicht alle Kranken verbinden, wir sind alle bereit, dir zu helfen.“ Zunächst nehme ich Jakobo Kibuana, dann auch Filipo Lukuta zur Hülfe. Furchtbar sind oft die Wunden, die durch Unachtsamkeit und Schmutz verschlimmert nicht selten größer als eine Handfläche sind, und wieviel Zehen verloren die Leute so durch faule Wunden. Es ist ja nur wenig, was wir tun können; die Wunden säubern, etwas Jodoform darauf tun und die Wunde durch einen Verband vor Schmutz bewahren. Die meisten der Wunden heilen durch Gottes Freundlichkeit, und die Leute gewöhnen sich daran, für jede Behandlung 1 Pfennig zu zahlen.

3*

Voll Dankbarkeit für die Genesung ihrer Tochter bringt ein altes Mütterchen mir heimlich einige Pflänzlein, da sie gesehen,



Knaben entfernen sich die Sandflöhe.

daß wir Blumen lieben. Der heidnische Aberglaube freilich schlägt auch wieder aus diesem Dienst der Barmherzigkeit sein Kapital: „Ihr Europäer“, so hört man es, „habt uns verzaubert,

daß wir an den bösen Wunden leiden. Um euch zu versöhnen, müssen wir zu euch kommen und euch unser Geld bringen; dann heilt ihr uns wieder. Gehen wir anderswohin, so heilen unsere Wunden nicht.“ Aus verschiedenen Dörfern kamen Abordnungen mit einem Schaf zu uns. Wozu? Sie wollten uns dieses Sühneopfer bringen, daß wir der Plage wehren sollten. O, wie machtlos standen wir diesem heidnischen Glauben gegenüber, und umsonst wiesen wir auf Gott den Vater hin, der seine Kinder straft, und auf Jesum, der ein Opfer für uns gebracht. Nahmen wir das Schaf, so zogen die Leute befriedigt ab mit der Überzeugung, die Europäer haben unser Opfer angenommen. Wollten wir uns weigern, so hieß es: „Ein Schaf ist ihnen nicht genug, sie wollen ein Rind als Opfer haben,“ so mußten wir traurigen Herzens die Gabe annehmen.

Den einzelnen Kranken konnten wir kein Wort des Lebens sagen, darum versammelten wir sie um 7 Uhr alle zusammen in der Kapelle, und je eine Woche lernte einer von uns mit ihnen einen Spruch und legte ihn den Leuten ans Herz. Wie waren sie mühselig und beladen, alle diese Leute, die hinkend und humpelnd aus der Kapelle wegeilten, aber hatte auch nur einer Brot des Lebens mitgenommen?

2. Heuschrecken und Dürre.

Die auf der Station wohnenden Kranken hatten zunächst selbst für ihre Speise zu sorgen. Aber schon 1898 durchzogen Heuschreckenschwärme das Land, fraßen zunächst den Mais ab, das Zuckerrohr und dann auch die Bananen. Vergeblich rief man den Häuptling Magili aus dem Paregebirge zur Hülfe gegen diese Plagen herbei. Er kam, machte rings im Lande seine Zaubereien und nahm als Lohn eine große Herde Ziegen mit sich. Als bald darauf neue Heuschreckenschwärme das Land durchzogen, hieß es: „Die Pareleute haben uns betrogen, es war nicht der rechte Magili, es war sein Bruder“, und willig gab man dem neuen Magili Speise und Ziegen. Mancher gab es zu: „Die Zauberer betrügen uns, aber was sollen wir machen?“ Zu dem lebendigen Gott nahmen sie keine Zuflucht.

Das Jahr 1899 und Anfang 1900 waren dürre Zeit. Der so ersehnte Regen blieb immer wieder aus, oder brachte nicht die ersehnte Fruchtbarkeit. Aus der Teuerung, die uns schon Ende 1898 zwang, für unsere Knaben Speise von der Küste kommen zu lassen, wurde eine Hungersnot. Wohl starben in unseren Bergen nicht solche Mengen, wie in der Ebene und weiter nördlich

in Englisch-Ost-Afrika, aber wie oft berichteten unsere Träger: „Wir sahen gestern 5, 7 Leichen von frisch Verstorbenen am Wege liegen.“ Wie manche alte Leute starben an Entkräftung, und wie hohläugig sahen die Frauen und Knaben aus, die unsern Hügel urbar machten. Wir hatten den Nachbarn, die zu uns kamen mit der Bitte: „Kauft unser Land, wir haben keine Speise“, an 35 Hektar Felder rings um unsere Station herum abgekauft. Weite Strecken wurden hier urbar gemacht, gesäubert, gehackt und die alten verdorrten Bananenfelder gereinigt. Die Scharen von Knaben und Mädchen, die Aufnahme bei uns erbaten, da sie zu Hause nicht zu essen hatten, verlangten neue Häuser. Für die 40—50 heimatlosen Hungernden mußten zwei Dörfchen nach Eingeborenenart erbaut werden, und ein neues zweites Missionarshaus wurde errichtet. Wie dankbar waren wir, den vielen Hungernden so Arbeit und Speise geben zu können, da die vielen Freunde in Deutschland unsre Hände füllten, als der Ruf „Brot für Steine“ an ihr Ohr drang. Wie manche Hütte, wie manches Haus wurde leer in dieser Hungersnot; unsre Kräfte reichten nicht aus, den Massen zu helfen. Schluchzend erzählte mir eines Abends Jakobo Kibuana: „Mein Stiefvater ist gestorben, meine Mutter ist gestorben, meine Schwester ist gestorben, ja auch mein kleiner Bruder, der immer hierher kommen wollte, ist gestorben. Nun habe ich niemand mehr!“

Wie stolz waren die großen Häuptlinge von Wuga, Bumbuli, Mlalo, Tewe u. a. auf ihre Vollmacht, Regen machen zu können. Wie manchesmal zogen sie hin auf jene euphorbienumpflanzten Plätze mitten im Dickicht, tanzten dort und brachten ihre blutigen Opfer, und wie stolz trugen sie den alten ererbten Steinkrug, den schon die alten Häuptlinge bei dieser Zeremonie benutzten. Umsonst, der Regen kam nicht. Was Wunder, wenn mir da eines Tages ein armer Schambala voll Bitterkeit aussprach: „Ihr könnt Regen machen, ihr wollt es nur nicht, weil ihr uns nicht liebt.“ Er hörte nicht die Botschaft von dem Vater im Himmel, der regnen läßt über Gute und Böse.

3. Die Pocken.

Ein wenig hatte die Plage der Sandflöhe und Wunden nachgelassen, da wurden im Mai 1899 die schwarzen Pocken eingeschleppt. Schnell griffen sie im Wugaland um sich und von 100 Erkrankten starben wohl 60. Im Juli zog ich mit einer Schar Christen nach Bumbuli, um dem Missionar Röhl sein erstes Haus auf der neuen Station bauen zu helfen. Als wir am

23. Juli heimkehrten, war kurz vorher das Grab über einem auf Ngasi an den Pocken gestorbenen Katechumenen geschlossen. Wir kannten Kihio schon seit den ersten Jahren, nun war er ein stämmiger Bursche geworden. Lange war er sehr abwehrend gewesen gegen Gottes Wort; als er aber im Mai kam und um Unterricht in Gottes Wort bat, erweckte er neue Hoffnungen in uns, denn er hatte lange gekämpft, bis er endlich so weit gekommen war. — Nun lag er dort auf dem Friedhof, und uns war traurig ums Herz. Er hatte gegen unser Verbot der Totenfeier einer an den Pocken gestorbenen Verwandten beigewohnt, aber hatte nicht den Mut gefunden, dieses sein Unrecht zu bekennen.

Doch dies war nur der Anfang einer schweren Zeit. Kihio war in einer Nacht ausgebrochen und hatte sich unter die anderen Knaben gelegt. Ein Christ aus Neu-Bethel, der zu Missionar Röhl nach Bumbuli zog, schlief dort, wurde angesteckt und starb in Bumbuli. Ehe eine Woche vergangen, lagen sechs unserer Stationsknaben an den Pocken, und kaum waren die ersten genesen, da erkrankten nach einander noch sechs und ein Mädchen. Zwei der Erkrankten starben. Die Kranken wohnten in einer Hütte etwas abseits von der Station. Ich mußte täglich zu ihnen, waren sie doch des Trostes so bedürftig. Einige Katechumenen und neu Getaufte waren unter den Kranken. Es war nicht genug, daß wir ihnen des Sonntags einige Lieder hinabsangen, nein ich mußte ihnen das Wort Gottes bringen und mit ihnen beten. Gott schützte mich und die vielen anderen Knaben, deren über 30 bei uns wohnten. Es war eine schwere Zeit für die wenigen Christen unter ihnen. Der heidnischen Knaben um sie waren so viel, die über ihren Glauben höhnten, und dazu ging ein heidnischer Zauberer des Nachts um, um die Krankheit über uns zu bringen. Alle zitterten vor des bösen Zauberers Kommen. Da war es ein Bekenntnis, als Alexandro Msika, ein neu Getaufter, es den Heidenknaben gegenüber aussprach: „Wir Christen gehören Gott an, uns kann der böse Zauberer nichts anhaben."

Wehe dem Land, dem Gott solche Plagen schickt! Alle Laster, Diebstahl, Lug und Trug waren durch die Nöte wie entfesselt, auf's schändlichste bestahlen und betrogen uns die, die wir aus Erbarmen aufnahmen und mit Speise versahen. Nur Gottes Erbarmen mit uns armen Sündern gab uns Mut, immer von neuem nach Kräften zu helfen.

Alexandro Msika.

Am 9. April 1899, noch ehe die Not ihren Höhepunkt erreichte, hatten wir wieder eine stille Feier. Vier Burschen begehrten Jesu Eigentum zu werden, und der Tag war ihr Ehrentag, ihr Tauftag. Msika war einer der Jungen, die am Tage unseres Einzuges in Ngasi es gewagt hatten, Lasten von der Höhe Wugas auf unsern Stationsplatz zu tragen. Am 15. April 1895 zog Msika als erster Stationsjunge bei uns ein. Er lernte die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens und manche Lieder und biblische Geschichten; nach etwa drei Monaten ging er wieder von uns. Anfang 1896 finden wir Msika wieder auf der Station, und eines Sonntags im März kommt er mit der Bitte, er wolle Gottes Worte. Es ist für Miss. Lang Heinrich eine Freude, den Jungen darin zu unterweisen. „Es ist etwas ganz anderes um solchen Unterricht, als um jeden anderen", so hören wir ihn sagen, „da sehen einen die großen, ausdrucksvollen Augen so hungernd an, als wollten sie sagen: Wir haben nichts, aber das Wort, das wir jetzt hören, ist Brot." Im Mai des Jahres geht er wieder zu seiner Mutter und macht als Begleiter des Häuptlings eine Reise an die Küste. Im September kommt er wieder, mit der Bitte, in Gottes Wort unterrichtet zu werden; hing's damit zusammen, daß der Herr ihn etliche Tage vorher gerade zur Taufe von Jakobo Kibuana auf die Station geführt hatte? Nachdem er in der Zwischenzeit schon Dienerdienste bei einem Deutschen getan hat, zieht es ihn später wieder dahin. Freilich die Leute erzählen, er habe einen Bruch mit seinen Verwandten gehabt, weil er es klar ausgesprochen habe, er wolle Gottes Wort und getauft werden. Ihm fehlte nur noch die Kraft, diesen Bruch mit seinen Verwandten durchzukämpfen; so ging er dahin, wo das Geld ihn ja auch anzog. Dort erlebte er schwere Zeiten, ja er wurde wegen eines ihm vorgeworfenen Diebstahls zu 3 Monaten Kettenarbeit verurteilt. Nach deren Abbüßung durfte ich ihm im Juni 1897 in Masinde einen kleinen Dienst leisten. Es wunderte den Jungen, daß ich zu ihm freundlich war; er wußte ja nicht, wie oft wir seinen Namen vor Gottes Thron gebracht hatten. Nach Wochen treibt es ihn wieder zu uns, und endlich faßt er den Mut, von neuem zu bitten: „Ich will Gottes Worte!" Er wohnt zunächst zu Hause, als aber die Seinigen ihn hindern wollen, ein Christ zu werden, erklärt er ihnen: „Ich will Gottes Worten folgen; wollt ihr es nicht, so ziehe ich zu den Lehrern (Missionaren)."

So wohnt er im März 1898 wieder bei uns, und das Wort Gottes arbeitet wieder an dem Heidenherzen. Eines Morgens war er mit Juda fortgegangen, um sich Zuckerrohrstecklinge, die er auf seinem Felde ins Wasser gesteckt hatte, zu holen. Als sie hinkamen, waren dieselben gestohlen. Um nicht leer heimzukehren, baten sie Leute in der Nähe um Zuckerrohrstecklinge. Diese fragten barsch: „Für wen?“ Als die Knaben erwiderten. „Für den Lehrer!“ erhielten sie das Gewünschte. Zurückgekehrt rief mich Msika: „nina mbuli“ = „ich habe ein Wort“. Er erzählte mir den obigen Vorgang und fügte hinzu: „Hätten wir die Pflänzlinge für uns erbeten, so hätten wir sie nicht erhalten, aber wir haben Unrecht getan, und ich wollte es dir bekennen.“

Dann läuft er im Zorn fort, weil ihn Tifili beleidigt; dann will er mit Jakobo Kibuana nichts zu tun haben. In der Morgenandacht blickt er unruhig hin und her und finster schaut er drein. Endlich bricht die Erinnerung an die fünfte Bitte seinen Trotz, er versöhnt sich und kommt fröhlich mit seiner Kelle und Hammer zu seiner Arbeit am Bau.

Der arme Msika hatte unter den bösen Wunden wie andere zu leiden; ein tiefes Loch entstand unter dem Knöchel des linken Fußes. Als ich ihn eines Tages wieder verbunden hatte, stürzte er vor Schmerz schreiend fort. Vergeblich wartete ich bis zum Abend auf ihn, er blieb fort. Nach etlichen Tagen hörten wir, er sei in Wuga; dort führte er böse Reden: „Der Europäer schnitt mich mit einem Messer in den Fuß, hier seht ihr die Wunde“, so sagte er zu den Leuten, „die er mir beigebracht; ich gehe nicht wieder nach Ngasi, ich müßte mit Ketten dorthin gebracht werden.“ Wie weh tat uns das um den Jungen, der uns ans Herz gewachsen war. Wir entschlossen uns endlich, einen Weg einzuschlagen, den wir nicht gerne wählen. Wir schickten zum Häuptling nach Wuga, daß er uns den Msika bringen sollte. Abends gegen 9 Uhr, wie alles stille ist auf der Station, melden sich drei Männer durch Husten vor meinem Zimmer an. „Schuyu = da ist er“, so sagen sie und lassen Msika eintreten. Sein Blick ist finster. Alle Worte der Mahnung prallen an ihm ab. „Zweimal hast du schon gebeten, Gottes Wort zu hören, zweimal bist du eigenwillig davongelaufen.“ Umsonst, schweigend steht er da mit seinem finsteren Blick. Ich will nichts übereilen und ihm Zeit lassen. So lasse ich ihn am Boden in meinem Zimmer schlafen. Er versichert kurz: „Ich laufe nicht weg.“ — Am Morgen sprechen wir zwei lange miteinander vom Weg des Lebens und vom Weg des Verderbens.

Endlich schwindet die finstere Wolke von seinem Antlitz, er bekennt seine Schuld, er bekennt das Unrecht seiner Lüge in Wuga und leugnet nicht, daß er wohl bewußt Gottes Worte gelassen hätte. Willig nimmt er die Schläge für seine Lügen hin. — „Nun kannst du gehen", so sage ich ihm, wenn auch schweren Herzens, „wir halten dich nicht mit Gewalt bei uns." Nach zwei Stunden sieht er mich voll Vertrauen an und sagt: „Ich will die Worte Gottes und auch bei euch wohnen." Tief bewegt beugen wir miteinander die Kniee, um dem Herrn zu danken, der den Verirrten zurecht gebracht hat. — Es war der 13. Oktober 1898.

Er beugt sich auch darunter, daß er, um den Heiden gegenüber, vor denen er so gelogen hat, sein Unrecht zu bekennen, die nächsten Sonntage nicht wie die anderen Katechumenen mit am Christen-, sondern am Heidengottesdienst teilnimmt. Bald aber bittet er: „Laß mich wieder mit den Christen zusammen beten, daß meine Kraft wachse." Bald konnten wir ihn wieder mit den anderen Katechumenen in den Taufunterricht aufnehmen und wir konnten es spüren, daß er gegen sein unstätiges unwahres Wesen kämpfte. Als er noch einmal wieder bei einer Unwahrheit ertappt wurde, bekannte er es sofort und betrübt sagte er: „Mein Herz ist voller Flecken, aber ich weiß, daß es rein wird durch Jesus." Wohl keiner der Täuflinge kam mit solchem Verlangen und war so froh, nun ein Schäflein Jesu geworden zu sein, als gerade unser Msika, der nun den Namen Alexandro erhielt.*)

Barnaba Tifili, Teodoro Djungu.

Unter den Knaben, die nach vielem Herzklopfen schon im ersten Jahre zu uns auf die Station kamen, war auch der etwas zarte, stille Tifili. Am 21. Mai 1898 setzte ich mich am Abend ein wenig zu dem Jungen, da er krank war, und er vertraute mir an: „Ich will unterrichtet und getauft werden. Mein Leib ist und bleibt schwach; aber ich will Jesu folgen, seine Worte erfreuen mich." — Schon lange hatte Tifili mit seinen Genossen davon gesprochen und schon öfter gesagt: „Mein Herz ist noch nicht ganz fröhlich dabei, vielleicht werde ich morgen mit dem Lehrer sprechen." Fröhlichen Herzens dankte ich mit der kleinen Christenschar Jakobo, Juda und Filipo in der Kapelle unserem Gott, daß nun sein „Morgen" gekommen war.

*) Siehe das Heftchen: Alexandro Msika.

Nicht lange nachher riefen ihn seine Verwandten zu einer Totenfeier; ich stellte ihm frei, zu gehen. Er aber sagte: „Ich folge jetzt den Worten Jesu und kann dahin nicht mehr gehen." Es würde ihm nicht leicht, als darauf die Verwandten ihn von sich stießen und ihm keinen Gruß mehr boten. Er blieb bei seinem Herrn, den er sich erwählt. So blieb auch der kleine Kußa fest und kam monatelang als einziger täglich zur Schule, bis auch seine Stunde schlug, wo er sich Jesu ergab.

Fast zu jung, um ihn taufen zu können, erschien uns der kleine Djungu. Er war uns von dem Häuptling zur Erziehung übergeben. Es war ein anhänglicher, kleiner, etwa achtjähriger Bursche. Aber es war ihm nicht genug, daß er Andachten und Schule besuchte, er wollte auch noch besonders Gottes Worte hören. So unterwies Missionar Lang Heinrich ihn an der Hand der biblischen Bilder. Nur langsam wuchs seine Erkenntnis, aber sein Ziel war ganz klar, er wollte getauft und ein Christ werden, wie Jakobus. Sehr betrübt war er, als ich ihm einmal sagte, er müsse noch viel lernen von Jesu, ehe wir ihn taufen könnten, aber er blieb dabei: „Ich will getauft werden."

Einmal verlangte ich eine zu schwere Entscheidung von ihm. Ein Onkel wollte ihn zu einem heidnischen Familienfest holen. Ich wollte ihn selbst entscheiden lassen. Er sagte nach langem Schwanken: „Ich gehe mit." Er nahm Bogen und Pfeile und ging traurigen Herzens mit dem Onkel. Aber schon am Abend war er wieder da. Gott hatte es so geführt, daß der Häuptling ihn traf und zu uns zurückschickte. — Einst ging er zu seinem Vater nach Bumbuli. Der bot ihm Fleisch, einen Leckerbissen für ihn, an. Aber Djungu zog seine schon ausgestreckte Hand zurück, es war Fleisch von dem Opfer eines Familienfestes. Wer das ißt, nimmt teil an der Gemeinschaft des Opfers. „Ich bin ein Mann Jesu," so sagte der kleine Mann, „und wir Leute Jesu essen das nicht mehr." Dabei blieb er fest, trotz allen Zuredens und aller Drohungen des Vaters.

So durften wir es wohl wagen und ihn zusammen mit Alexandro Msika, Barnaba Tifili und Tito Kußa in die Gemeinschaft der Leute Jesu aufnehmen und ihn an jenem 9. April 1899 taufen, ihn, unsern kleinen Teodoro Djungu.

Eine afrikanische Schule in der Anfangszeit.

Wir wollen uns nun von Missionar Rösler ein wenig aus der Schule in jener Zeit erzählen lassen: „Es ist morgens 7 Uhr.

Die Andacht in der Kapelle ist vorüber. Die 50—60 Frauen, die gekommen sind, um durch Arbeit ihr Brot in der Hungerszeit zu verdienen, stellen sich auf dem freien Platz vor unserem Hause auf und erhalten ihre Arbeit von Miss. Gleiß angewiesen. Die etwa 60 Stationsangehörigen bleiben nach der allgemeinen Begrüßung noch etwas zögernd vor der Kapelle stehen. Sie sollen die wenigen Stufen hinab zur Schule gehen, die sofort ihren Anfang nimmt. Die ältesten Jungen beeilen sich auch, möglichst rasch hinunterzukommen, um sich in den Besitz der schönsten Tafeln und längsten Griffel zu setzen. Die meisten möchten lieber schlafen oder rauchen, statt die schwere Arbeit des Silbenlesens und Buchstabenmalens zu tun. Wir treten hinter den letzten in das große Schulzimmer mit seinen fünf Fenstern an der Längsseite ein. Oben schauen wir zum Dach aus Bananenblattstielen empor, an den Wänden hängt ein Bild des dornengekrönten Christus, ein Bild unseres Kaisers Wilhelm, eine Karte des Wugalandes, eine von Deutsch-Ost-Afrika, zwei Planigloben und als neuestes Geschenk des Kindergottesdienstes in Halle a. d. S. eine Karte von Palästina. Der große Tisch rechts an der Tür dient nicht dem Schulzweck. Daran essen wir Missionare, während die Jungen um große Schalen herum auf den niedrigen Holzschemeln der Schambala sitzen. Noch ein Zimmerschmuck muß erwähnt werden, die blanken Hörner des Posaunenchors, die an der Wand hängen und gern heruntergeholt werden, etwa des Abends nach der Mahlzeit, wenn die Arbeit getan ist. Von 7 bis 8½ Uhr wird hier gelesen, geschrieben und gerechnet. Da alle Schüler in der Morgenandacht gewesen sind und alle Taufbewerber besonderen Unterricht erhalten und die Kleinen bei Barnaba noch besonders biblische Geschichte lernen, wird in diesen 1½ Stunden kein Religionsunterricht gegeben.

Auf selbstgezimmerten Bänken mit Tischen sitzen rechts die Frauen und Mädchen, dahinter die Männer, links die Burschen. Da sitzt ein etwa zwanzigjähriger Bursche. Er ist vor wenigen Tagen gekommen; der Hunger hat ihn getrieben. Er ist nur notdürftig mit einem Ziegenfell bekleidet. Scheu sieht er drein. Alles ist ihm neu und ungewohnt, von der Bank bis zur Uhr an der Wand. Er begreift garnicht, warum die andern um ihn bald einzeln bald im Chor die seltsamen Zeichen an der Wandtafel anreden: ssi, ei, a, i usw. Der dünne Griffel paßt auch nicht in seine große Hand, und mit mehr Kraft, als er sie vielleicht beim Hacken auf dem Felde anwendet, gräbt er seine Hieroglyphen in die Schiefertafel. — Neben ihm sitzt der etwa

siebenjährige Hagilo = Besen. Vor einem viertel Jahr kam er ganz abgemagert hier an. Kaum konnte er mit seinen krummen Beinen gehen. Die Füße waren mit Sandflöhen wie gespickt. Er hat sich jetzt erholt, und das Marschieren geht jetzt wieder so flott, daß er neulich sogar seinen Onkel besuchte in seinem Heimatsdorfe Mbusii, jenseits des tiefen Flußtals. Ganz stolz brachte er ein Messer, von einem Schambala-Schmied geschmiedet, zurück, das ihm jener geschenkt. Er trägt es jetzt bei Tag und Nacht mit der Scheide aus einer Bananenblattscheide unter dem Knoten, der sein Lendentuch um den Leib festhält. Das Lesen geht schon ganz ordentlich, aber das Schreiben will ihm noch gar nicht gelingen, so oft er auch den Griffel mit seinem großen Messer spitzt. Schon hundertmal hab ich ihm das i vorgemalt, aber immer wieder erklärt er: senidahe d. h. das kann ich durchaus nicht, und malt seine krummen oder geraden Striche. Meine 25 A-B-C-Schützen mögen wohl zwischen 7—15 Jahren alt sein. Neben mir liest Fridolin*) mit einer Abteilung. Eine andere Abteilung hat Jakobus und läßt sie in einem Heft schreiben. In der vierten Abteilung endlich sitzen Burschen, die schon vier bis fünf Jahre zur Schule gehen. Sie schreiben mit Tinte, lesen im neuen Lesebuch oder dem Markusevangelium und rechnen dazu. Sie wissen auch auf den Karten schon ein wenig Bescheid. Sie stehen unter dem Regiment von Missionar Gleiß. Unter den Schülern sind manche verheiratete Männer, deren Frauen auch eifrig buchstabieren. Und ihre kleinen Kinder? Bleiben die zu Haus? Nein, das geht nicht, die Negerfrauen haben ja keine Kindermädchen und die älteren Geschwister sind mit in der Schule. Eine Kleinkinderschule auf der Station einzurichten, dazu fehlten uns noch die Kräfte. So bleibt einstweilen nichts andres übrig, als daß die Mütter ihre Kleinsten mit zur Kirche und Schule bringen. Sie tragen sie auf dem Rücken oder auf der Hüfte in einem Tuch fest an ihren Leib gebunden, so daß oft nicht einmal der Kopf hervorsieht. Oft arbeitet sich so ein Junge denn auch los, während die Mutter eifrig Zeichen auf die Tafel malt, und plötzlich reißt eine kräftige Kinderhand der Mutter den Griffel fort. Wird ihm der genommen, so gibt es gar oft ein Geschrei, dem nur ein Ende zu machen ist, wenn der Übeltäter vor die Tür gesetzt ist von meiner Frau oder Frau Lang Heinrich, die abwechselnd die Frauen und Mädchen unterrichten.

---

*) ein schwarzer hergezogener Christ.

Da unsere Schüler Bilder nicht verstehen, sondern erst lernen müssen, sie zu erkennen, so können wir nicht mit Anschauungsunterricht beginnen. Wir lassen zuerst Silben, die zugleich Wörter sind, lesen, aus denen dann allmählich die Buchstaben abgeleitet werden. Unsere ersten Silben sind si = die Fliege, fi = der Fisch, ni = ist. Deutsch lehren wir diese unsere Volksschüler nicht. Sie sollen bleiben, was sie sind: Schambala, nur nicht heidnische, sondern christliche, nur keine faulen, sondern fleißige



Schulknaben vor der Arbeit.

und strebsame. Darum wird die Bibel mit der Zeit ins Schambala übersetzt, darum geben wir ihnen Lieder in ihrer Sprache und auch eine ganze Anzahl ihrer Fabeln und Volkserzählungen sind in Fibel und Lesebuch aufgenommen, worin auch in kurzen Geschichten Anknüpfungspunkte für Erdkunde und etwas Weltgeschichte gegeben sind.

So arbeiten wir in unsrer Schule langsam aber stetig weiter. Nur selten bringt einmal ein gemeinsamer Ausflug eine angenehme Unterbrechung in die stete Schul-, Feld- und Gartenarbeit, die unsere Kinder vor Müßiggang schützen soll. Neulich aber gab's große Freude. Das neue Knabenhaus stand glücklich vollendet da. Der Bau hatte die Jungen manchen Schweißtropfen gekostet mit ihren Missionaren zusammen. Nun wurde beschlossen:

morgen wird gefeiert und auch die Schule fällt aus. In aller Frühe zog man am nächsten Morgen aus, auf schnellen Pfaden über Berg und Tal hinunter zum großen Wasserfall. Da wurden Fische und Krebse gefangen und gegessen, und mit reicher Beute kehrte man abends heim. Den größten Fisch hatte man sorgfältig für die Missionare mitgebracht.

Kleine Kämpfe und Siege.

Wenige Tage, ehe Miss. Rösler mit seiner jungen Frau eintraf, war unser Alexandro Msika verschwunden. Er war mürrisch gewesen, seine Unbeständigkeit war wieder über ihn gekommen, und fort war er. Er sollte zu seiner Mutter drüben bei Mbusii gegangen sein. Ehe ich mit meiner kleinen Bläserschar in der Frühe aufbrach, unsern Gästen entgegenzuziehen, baten wir unsern Herrn: Herr, ist es möglich, so führe uns unseren Alexandro zu. Im Tale vor Ubili rasteten wir, und als wir die Geschwister erblickten, bliesen wir jauchzend ins Tal hinein. Weithin hallten die Töne. „Klingen sie auch in Alexandros Ohr und in sein Herz?“ so fragte es unruhig in mir. Kaum sind wir auf der ersten Höhe angekommen, grüßt uns aus dem Dickicht, in dem er ein Feld freischlägt, ein Bursche. Es ist Alexandro Msika. Ich bleibe bei ihm stehen, ich erinnere ihn an den Heiland, dem er sich zu eigen gegeben, und gar bald ist seine Scheu verschwunden. Er habe nicht den Heiland verlassen wollen, sagt er, aber zugleich bittet er, wieder mit umkehren zu dürfen. Wir beten mit einander zu dem treuen Hirten, der uns sein Schäflein wieder zugeführt hat; schnell bringt er sein Buschmesser zur Mutter in die Feldhütte, und wir eilen, das Herz voll Lob und Dank, den übrigen nach und der Station zu.

Wie schwer es ist, täglich an Jesus sich zu halten und von ihm sich Kraft schenken zu lassen und so in Jesus beständig zu werden, erfuhren wir auch wieder an Filipo Lukuta. Den Zuflüsterungen heidnischer Knaben hatte er Gehör gegeben und war mit ihnen von uns gegangen. Monat um Monat verfloß, ohne daß unser Filipo heimkehrte. Aber unsere Christenschar blieb treu. „Wir beten für Filipo, daß er zurückkehre“, so schrieb mehr als einmal einer der Burschen. Und endlich konnten sie schreiben: „Wir haben große Freude gesehen, Filipo ist zurückgekehrt.“ Er hatte auf der Plantage bei seinem guten Lohn keinen Frieden gefunden. Endlich hatte er Kraft gewonnen zu sprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“

Und wenn wir dann noch wieder und wieder bald von diesem bald von jenem hören: „Er ist fortgelaufen", wollen wir darum verzagen? Nein, wir wollen auf die Geschichte des Volkes Israel sehen und auf unseren himmlischen Vater, der langmütig und geduldig ist, und von ihm Geduld und Langmut uns erbitten.

Der Friedhof.

Wenn ein Schambala stirbt, so ist bald das Dorf des Toten mit dem trostlosen Klagegeschrei der Verwandten erfüllt. Im Dickicht wird der Tote ausgesetzt oder auf dem Felde eingescharrt, und der Zauberer muß Bescheid geben, wer Schuld an dem Tode war. Gar leicht beschuldigt der Zauberer diesen oder jenen Verwandten des Verstorbenen, er habe einst eine Katze getötet oder eine heilige Schlange geschlagen, ohne durch eine Ziege die Tat gesühnt zu haben. Man nennt den Namen des kürzlich Verstorbenen nicht; erst später, wenn er in die Zahl der Wasimu, der Ahnengeister, gehört, ruft man wieder zu ihm: „tate ukagone!" = Vater, schlafe! Bring' nicht durch dein Erwachen Elend über uns." Alles, was mit dem Toten zusammenhängt, erregt Furcht. Und welch eine Beute hielt der Tod in den Jahren 1899 und 1900 im Wugaland! Zwei lange Reihen Gräber sind auf der Missionsstation Merkzeichen der verheerenden Plagen; Folgen des Hungers und die Pocken haben fast all' diese Gräber gefüllt. Ein weißes Kind ruht links zur Seite unter all' den Schwarzen. Es ist der kleine Friedrich August Lang Heinrich, der nur drei Monate die Freude und Sorge seiner Eltern war.

Es war ein Sieg, wenn in der Frühe des Ostermorgens von Jahr zu Jahr eine größere Schar den Mut fand, mit Lobliedern hinauszuziehen auf den Friedhof — den Ort, den der Heide nur mit Grauen sieht — und es unter Posaunenklang ins Land hinauszurufen: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Siege waren das über die dumpfe Todesfurcht des Heidenherzens, und dazu waren es offene Bekenntnisse jedes einzelnen, der mitzog, zu dem Jesus Christus, der dem Tode die Macht genommen hat. Solch ein Siegestag war auch jener Sonntag Jubilate, jener 14. Mai 1905, an dem wir einen der Erstlinge unserer kleinen Negergemeinde ins Grab legten. Wir wollen hören, was Missionar Rösler damals über dieses selige Sterben schrieb. „Jubilate hieß der Sonntag. Zum Jauchzen lud er ein. Und er sollte ein Festtag für die Gemeinde Wuga werden. Unser Gehilfe Mateyo sollte mit seiner Frau Potina nach Ngulwi als

Lehrer abgeordnet werden. Es war uns eine besondere Freude dabei, daß auch seine Gattin Potina, die anfänglich viele Wenn und Aber gehabt hatte, von Herzen willig geworden war, mit ihm auf diese Außenstation zu ziehen. Und nach dem Gottesdienst sollte unsere kleine Hedwig getauft werden. So waren unsere Gedanken für diesen Jubilatesonntag gewesen und danach hatten wir unsere Vorbereitungen getroffen. Aber Gott der Herr war auch an der Arbeit und rüstete. Im Knabenhaus unten lag schon seit geraumer Zeit unser Theodor samt etlichen anderen Kranken. Das böse Malariafieber war hierher verschleppt, auch die Masern hatten von Mlalo den Weg zu uns gefunden. Noch vor Ostern war Theodor angesteckt, schien sich aber wieder so erholt zu haben, daß er mit seinen Kameraden in die Ferien ging. Aber schon nach ein paar Tagen kam er zurück, fiebernd. Er hatte über keine besonderen Schmerzen zu klagen und lag meist still und zufrieden auf seiner Bettstelle; aber das Fieber wollte nicht weichen. Malariaparasiten konnte der Arzt keine finden; aber was ihm fehlte, war ihm völlig unklar. Wir machten uns auch keine Sorgen und dachten: Es wird schon vorübergehen. Erst am Freitag wiesen einige Erscheinungen auf Unterleibsstörungen hin. Am Sonnabend wurde es schlimmer und gegen Abend hieß es: Bei Theodor muß heut Nacht jemand wachen. Die Schmerzen traten heftiger auf, und Missionar Gleiß kam auf den Gedanken, es wäre wohl gut, Theodor an die Möglichkeit des Sterbens zu erinnern. Als ich gegen 9 Uhr bei ihm eintrat, wischte ihm eben Fräulein Magdalene Trittelvitz*) den kalten Schweiß von der Stirne, und er rief mir entgegen: Ich werde jetzt sterben. Ich erwiderte ihm mit Ps. 27, 1 und fragte ihn, ob ihm etwa graue. Da gab er mit seiner kräftigen, klaren Stimme mir zur Antwort: ssina d. h. ich habe nicht (nämlich Grauen). Das gab uns Mut, den guten Jungen ruhig seine Straße ziehen zu lassen; das machte es uns auch leichter, ihn, den wir alle, Weiße und Schwarze, so sehr lieb hatten, hinzugeben. Die krampfartigen Anfälle wiederholten sich noch etliche Male. Er blieb aber immer völlig beim Bewußtsein. Seine großen, klaren Augen verfolgten uns bei allem, was wir vornahmen. Er nahm von den einzelnen Abschied. Wir dachten mitunter auch, die Krankheit sei am Ende gar nicht so gefährlich, und als er mir gegen 11 Uhr sagte, ich solle jetzt nur gehen, er wolle schlafen, da dachte ich nichts anderes,

*) Die Gehilfin von Frau Miss. Gleiß.

als ich würde ihn am nächsten Morgen noch am Leben finden. Aber schon gegen 1 Uhr weckten seine Wärter Miss. Gleiß und riefen: Theodor liege im Sterben. Bis er kam, hatte er schon ausgeatmet, die Hände friedlich über der Brust gefaltet. Und als der Morgen des Sonntag anbrach, konnte man es schon überall hören: Theodor ist schlafen gegangen! Es war ungewöhnlich still und feierlich auf der Station. Jubilate!

Die Christen pilgerten heute zahlreicher als sonst aus ihren Dörflein zum Gotteshaus; in ihren weißen Gewändern sehen sie immer so festtäglich aus. Den Theodor haben wir dann auch geschmückt und hinaufgetragen in die Wohnstube von Miss. Gleiß. Dort lag er zwischen Rosen und Palmen gebettet, während wir zur Kapelle gingen. Sie wurde heute voll. Es kamen ja wunderbarer Weise heute auch so viele heidnische Wugamänner, wie selten, über achtzig. Diesen Heiden wird sonst regelmäßig extra verkündigt, nach dem Christengottesdienst. Heut durften sie alle zusammen eintreten, Christen und Heiden und Katechumenen. Die Heiden sollten hören, wie Christen mitten in der Trübsal jubilieren.

Wir stimmten den Ostergesang an: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit. Welt lag in Banden, Christ ist erstanden. Freue, freue dich, o Christenheit! „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn!“ — So kam's als Echo aus dem Munde von Miss. Gleiß, der dann mit kurzen bewegten Worten der Gemeinde mitteilte, was in der Nacht geschehen war, und uns die Losung des Tages zurief, Röm. 15, 13: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr völlige Hoffnung habt durch die Kraft des heiligen Geistes.“ Wir sangen: Christus, der ist mein Leben. Und dann redete er zu uns über den Anfang des Evangeliums (II. Württemberg. Jahrgang auf den Sonntag Jubilate: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.“) Er begann: Es gibt zwei Klassen von Menschen, und auch hier in dieser Versammlung sind zwei Arten von Menschen. Ich meine nicht Europäer und Schwarze, ich meine zwei andere Klassen: das eine sind die, welche Schafe Jesu sind, das andere sind die, welche der Herr mit Wölfen vergleicht. Ihr Männer von Wuga gleichet den Wölfen. Ihr seid zwar heute gekommen, um Gottes Wort zu hören. Aber damit ist's euch nicht ernst. Ihr suchet ja unsere Christen uns und ihrem guten Hirten zu entreißen und freut euch, wenn sie sündigen und fallen. Ihr hättet freilich keinen Grund dazu, denn ihr könnt ihnen nichts Besseres geben:

ihr wandelt selber in Furcht des Todes dahin und aus Furcht vor den Geistern eurer Verstorbenen wagt ihr, sobald sie tot sind, ihre Namen nicht mehr auszusprechen, während wir auch jetzt mit Freuden von unserm Theodor reden. Solchen fröhlichen Mut gibt allein Jesus seinen Schafen. Wir haben keinen gezwungen, ein Christ zu werden, wir haben keine Gewalt. Theodor hat es selber einmal gesagt: Ich bin aus freien Stücken zu euch gekommen, und wenn ich nicht selber den Worten Jesu hätte folgen wollen, so hättet ihr mich nicht zwingen können. Aber sie haben hier gefunden, was ihr ihnen nicht geben konntet. Darum bringen wir heut auch die kleine Hedwig zur Taufe, damit sie ein, wenn auch wehrloses, doch fröhliches Schaf Jesu werde.

Unsern Mateyo aber und seine Frau senden wir heut nach Ngulwi, und auch sie gehen als Schafe mitten unter die Wölfe. Sie gehen nicht gezwungen, und sie gehen nicht um Geldes willen. Sie gehen um Jesu willen, als seine folgsamen Schafe. Es könnte ihnen bange sein, weil sie dort ganz allein stehen unter einem Volk, das noch nichts von Jesus weiß. Aber sie sind getrost, weil er sie sendet und weil sie für ihn dort zeugen dürfen. Auch euch, Wugamänner, bitten wir heute aufs neue inständig: Kommet, lasset euch erretten von eurer Todesfurcht, werdet Schafe des guten Hirten!

Wir sangen: Wen Jesus liebt, der kann allein recht fröhlich sein und nie betrübt. Dann knieten erst die beiden, Mateyo und Potina, am Altar und empfingen ihren besonderen Segen für den Dienst, zu dem wir sie sandten. „Jesu richte mein Gesichte nur auf jenes Ziel“, sang betend die Gemeinde. Und nun machte die Taufe unserer kleinen Tochter den Abschluß dieser inhaltsreichen Feier. Wir haben ein besonderes Tauflied, aber am schönsten ist's, wenn allemal alles ausmündet in das einfältige liebliche: „Weil ich Jesu Schäflein bin.“ Heute paßte es ja doppelt und dreifach gut, und auf dem Friedhof haben wir es dann nochmals angestimmt, als wir den Leib unseres Theodor in sein Schlafkämmerlein gebettet hatten. Es haben wohl noch nie so viel Menschen auf unserm Friedhof gestanden wie diesmal. Alle die Wugamänner, die während der Predigt, ja während der ganzen Feier so aufmerksam zugehört hatten, schlossen sich dem Zuge an. Die Bläser bliesen ihrem treuen, fröhlichen Gesellen ihre Lieder. Die Tränen flossen. Aber die Oberhand behielt das Jubilate. Miss. Gleiß reihte eine Kette von köstlichen Perlen aneinander, die alle das eine Thema

hatten: Christus ist um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket. Wir sangen unsere Osterlieder. Solches Singen am offenen Grabe haben wir in Bethel gelernt bei unserm Vater Bodelschwingh. Wuga hatte einen Christen gen Himmel geschickt! Sollten wir da nicht fröhlich sein?

Am Abend haben wir uns noch einmal in unserer Kapelle versammelt. Ich suchte in Kürze zu zeigen, wie wir heute Anfang und Ziel unseres Christenlaufs so schön vereinigt gesehen hätten. Unser Jubilate gelte dem guten Hirten, der bei unserem Theodor vollführt hat das gute Werk, das er bei seiner Taufe angefangen hat, und dem wir darum auch unsere Hedwig übergeben haben, ihm, der so stark ist, daß niemand sie aus seiner Hand reißen kann. Miss. Gleiß knüpfte nochmals an die Tageslosung an und erzählte noch einiges aus dem Leben unseres Theodor. Er ist der Unserige geworden, wie kaum ein Zweiter hier im Lande. Mit fast einer einzigen Ausnahme ist er immer willig und folgsam gewesen, und laut zu vernehmen war sein oga ssina (ich habe keine Furcht), als er zum Sterben sich schickte. Laßt uns seiner Folgsamkeit nachfolgen, damit wir auch seinem Sterben nachfolgen und mit ihm einst wieder zusammentreffen können!

„Mit Fried und Freud ich fahr dahin“, „Drum sei Gott Lob, der Weg ist gemacht“, „Ordne unsern Gang, Jesu, lebenslang!“ waren unsere Lieder, die wir gesungen, und über dem ganzen Tag stand: Jubilate!

Auf dem Friedhof steht ein einfaches Holzkreuzchen, auf dem steht mit großen Buchstaben: Teodoro Djungu, und darunter: „Oga ssina“, „Furcht habe ich nicht!“

Der Wasserlauf.

Das Wugaland ist ein fruchtbares Land, und die Wugaleute waren einst stolz darauf, daß sie so viel schönen Mais essen konnten, während andere Leute meistens sich mit Bananen begnügen mußten. Aber jene Jahre der Teuerung hatten uns gezeigt: regnet es im Wugaland nicht zur rechten Zeit, so wächst dort nichts, und der Hunger meldet sich gar bald. So hatte ich schon im Jahre 1898 den Versuch gemacht, Wasser auf die Station zu leiten; aber es war vergebliche Mühe gewesen. Das Wasser wollte den Berg nicht hinauflaufen! Im Oktober 1900 blieb wieder der Regen aus. Sollte wieder Not ins Land

kommen? Das legte die Frage nahe: Ist es nicht möglich, Wasser auf die Station zu leiten? Dazu hatte ein lieber Freund in Schlesien, stud. theol. H., mit großer Liebe gesammelt und seine Losung war: „Wir müssen die Station Wuga mit Wasser versorgen helfen, geht's nicht mit einem einfachen Wasserlauf, so müssen wir Maschinen zu Hilfe nehmen." Er hatte schon 1000 Mark gesammelt und mahnte, ans Werk zu gehen, ehe neue Teuerung über das Land käme.



Das erste Wasser kommt.

So machte sich denn Missionar Lang Heinrich schweren Herzens auf den Weg, um noch einmal zu erforschen, ob es nicht möglich sei, den Fluß, der jenseits der nach Wuga führenden Bergkette floß, in seinem Oberlauf abzulenken und auf die Station zu führen. Er fand, daß jener Kosoifluß an seinen Quellbächen etwa 160 Meter über unserem Ngasihügel lag und eine Möglichkeit da war, dieses Wasser an den Abhängen der Berge entlang um die Täler herum zu führen. Aber welche Arbeit! Vierzehn Tage lang war Missionar Lang Heinrich mit 35 Mann dabei, erst einmal vorläufig einen Weg durch das oft dornige Dickicht zu schlagen. Die Wasserwage vom Bau und

ein Barometer waren die einzigen Instrumente, die ihm zur Verfügung standen, um den Leuten die Richtung anzugeben. Dann fing man an zu graben. Die schwere Krankheit der Frau Miss. Döring hielt ihn einige Tage von der Arbeit fern, und die Schambala gruben allein weiter. Aber statt nun an einer Stelle, wo der durchgeholzte Weg etwas zu hoch lag, ein wenig tiefer an der Berglehne entlang zu gehen, gruben sie frisch in den Berg hinein, bis sie 2½ Meter tief waren. Als auch da das Wasser noch nicht nachlief, gruben sie an der anderen Seite weiter, in der festen Überzeugung, wenn das Wasser nur erst einmal über jene zu hohe Stelle herüber gebracht sei, so laufe es fortan fröhlich diese Strecke bergan. Da galt es denn, den Lauf umlegen, und mühsam ging es Meter auf Meter, Kilometer auf Kilometer vorwärts. Oft verloren vor allem die christlichen Aufseher den Mut, und gar mancher alte Wugamann meinte: „Mit Hilfe unserer Zauberer brächtet ihr den Wasserlauf zustande, aber mit eurem Gott nicht.“ Noch ist der letzte Paß zu überwinden, und muß dort auch ein tiefer Durchstich gemacht werden, die Mühe soll uns nicht gereuen. Aber siehe, man kommt höher mit dem Wasserlauf an, als man gedacht, und ohne Schwierigkeit ist am 6. Juni 1901 der Paß überwunden. Noch sieben Tage, und zum ersten Male strömt das Wasser brausend über die Station. Gott hat das Werk gelingen lassen! Elf Kilometer weit ist das Wasser hergeführt. Da bleibt mancher Wugamann staunend stehen, reicht dem Missionar die Hand mit dem Wort „mpongezi“, dem eigentümlichen Wort, das einer dem andern nach besonders glücklichen oder freudigen Ereignissen zuruft. „Kweli“, fügt er hinzu: „Mulungu azamifa mbazi nkulu muno, kweli mbazi = wahrlich, Gott hat euch sehr große Gnade erwiesen, wahrlich das ist Gnade.“ Ja, das war ein Jubeln und Loben und Danken an jenem 13. Juni 1901 unter jung und alt. Und mancher ging stille von dannen unter dem Eindruck: „Der Gott der weißen Lehrer ist doch ein großer Gott“, und mancher kam in den nächsten Tagen und Wochen und bat: „Ich will die Worte Gottes!“ Wohl sind viele von ihnen nicht treu geblieben, aber sie haben doch ein wenig von Gottes Wort gehört und haben einmal unter dem Eindruck gestanden, daß es einen lebendigen Gott gibt.

Es gilt noch einen Monat zu arbeiten, hier zu vertiefen, dort aufzuschütten, bis der Lauf auch den Regengüssen standhalten kann. Aber wie gedeiht jetzt alles; wie üppig sproßt das Gemüse unter Diakon Hassels Pflege auch in den Zeiten,

wo sonst nichts wuchs. Wie schießen die Eukalypten mit Macht in die Höhe. Welch' eine Lust, all' die grünenden Maisfelder am Abhang des Hügels zu sehen; wie ein Netz breiten sich überallhin immer mehr kleine Wassergräben ringsum aus, denen allen der Wasserlauf reichlich Wasser liefert. Wie freuen sich die Christen, gegen einen Teil des Ernteertrages ein Stückchen zum Beackern zu pachten, um auch in dürren Zeiten Speise zu haben. Wie anders ist's auf der Station. Wie freuen sich die Knaben und Mädchen, so munter im Wasser plantschen zu können, wo



Wuga am 13. Juni 1901.

sonst nur ein kleines Badeplätzchen mit wenig Wasser unten im Tal vorhanden war. Wie vergnügt sind die Küchenjungen, daß sie ihre Töpfe nun dicht bei ihrer Küche waschen können. Und erst die Wäscher! Wie schön wäscht es sich hier oben mit so reichlich Wasser. Und welche Erleichterung für die Missionarsfrauen, daß jetzt alles unter ihren Augen gewaschen und nicht wie bisher so viel Zeit und Seife auf den großen Steinen an der Quelle unnütz verbraucht wird. Auch die Kranken und der verbindende Missionar preisen den Wasserlauf, denn wie anders kann man auf Sauberkeit halten, wo dicht an der Poliklinik ein Wasserarm vorbeifließt, als wenn jeder Kranke mit einigen Tropfen Wasser, die er sich mühsam aus dem Tal in einer

Flasche geholt hat, sich die Wunde reinigt und damit zugleich seine vergessene Morgenwäsche verbindet. Ja auch Theodor Djungu und die andern kleinen Burschen, denen warmes Wasser am Morgen lieber war als kaltes und die gar nicht traurig waren, wenn das aus dem Tal geholte Wasser am Morgen für sie zum Waschen einmal nicht mehr ausreichte, auch sie alle freuten sich, denn der Wasserlauf brachte viele Frösche mit sich. Wenn nun so ein großer Ochsenfrosch Tag und Nacht vor dem Fenster von Bruder Dörings Haus saß und quakte, so war das keine Freude. Darum setzte Missionar Döring für einen gefangenen Frosch einen Pesa aus, und wenn den Jungen eine bunte Mütze oder eine alte Blechbüchse gar zu sehr in die Augen sticht, so gehen sie hin und fangen die großen Musikanten auf der Station, holen sich ihre Pesa bei Bruder Döring und bringen triumphierend die gewünschte Summe zu Frau Missionar Lang Heinrich. Froh ziehen sie mit der neuen Mütze ab und preisen den Wasserlauf, der ihnen dazu verholfen hat.



Elisabeth Döring auf Nemhinas Hüfte reitend.

Fröhliche Kinder.*)

Eine große Schar schwarzer Kinder wagt es jetzt getrost, hinauf nach der Missionsstation zu pilgern. Sie kennen nicht nur die fremden weißen Männer und Frauen gut, sondern sie wissen auch: Wir finden da oben fröhliche Spielkameraden.

---

*) Aus der „Kindergabe."

Sehen die kleinen Missionarskinder auch ganz anders aus als die kleinen Schambala, so sind sie doch in Sprache und Benehmen ganz afrikanisch. Elisabeth Döring, die früher gerade wie ein schwarzes Kind auf Nemhinas Hüfte ritt, ist nun schon ein großes Mädchen geworden, das vier Jahre alt wird.

Ihre besondere Freude ist die schwarze Sara Dada. Als vor zwei Jahren in Afrika so große Hungersnot war, da kam eine halbverhungerte Frau auf die Missionsstation Wuga. Auf ihrem Rücken trug sie, in ein schmutziges Stück Zeug gewickelt, ein kleines furchtbar elendes Kindchen. Das war Dada. Die Frau bat: „Gebt mir doch etwas zu essen.“ Natürlich wurde sie freundlich aufgenommen und bekam auch Speise. Doch nach wenigen Tagen wurde sie krank. Die Pocken brachen an ihrem Leibe aus. Sie starb, und die kleine Dada hatte niemanden mehr. Da erbarmte sich eine schwarze Christenfrau über das arme Waisenkind und behielt es bei sich. Aber eines Tages kam ein Mann, der sagte: „Die kleine Dada ist mein Kind.“ Der Mann kam gerade aus dem Gefängnis, denn er hatte etwas Böses getan. „O weh“, dachte da der Missionar, „was soll nun aus dem Töchterchen werden, wenn der böse Mann es mitnimmt?“ Darum sagte er ihm: „Laß uns die kleine Dada hier. Wenn du sie einmal ihren schwarzen Onkels und Tanten zeigen willst, so kannst du sie ja mitnehmen, aber bring sie uns wieder.“ Damit war der Mann auch einverstanden. So lebt nun also die kleine Dada auf der Missionsstation und spielt mit Elschen Döring. Dada ist wohl schon 5 oder 6 Jahre alt. Aber sie ist nicht viel größer als Elisabeth. Das kommt daher, daß sie als kleines Kind so sehr gehungert hat. Aber jetzt hat sie reichlich zu essen. Am Abend, wenn Elschen ihren Brei bekommt, dann sitzt Dada immer dabei, und sowie Elisabeth satt ist, dann ruft sie sofort: nkakunda! d. h. sie will nicht mehr, denn sie weiß ganz genau, was übrig bleibt, das darf sie alles aufessen, und ihr schmeckt es immer. Die beiden können einen tüchtigen Lärm machen, besonders auch, wenn die anderen schwarzen Mädchen, die zierliche Eva und die dicke Luise dabei sind. Großes Vergnügen macht es ihnen, um den großen Tisch in der Stube herumzulaufen. Elschen ist die kleinste von ihnen. Wenn sie nun nicht mitkommen kann, dann dreht sie schnell um, läuft den andern entgegen und greift sie so. Wenn sie dann übereinander purzeln, so gibt es ein helles Lachen. Manchmal gibt es auch Tränen, wenn sich eins gestoßen hat. Aber Kindertränen sind ja leicht getrocknet.

Elschen ist eine richtige Afrikanerin. Sie versteht zwar ganz gut, wenn Vater und Mutter mit ihr deutsch reden, aber sie selbst spricht immer afrikanisch. Sie hat eine Puppe, die heißt Pauline und ist sehr häßlich, aber die kleine Mutter liebt ihr Kindchen doch sehr zärtlich. Sie trägt es in einem Tuch auf dem Rücken, gerade wie die schwarzen Mamas es mit ihren Kindern machen, und wenn Paulinchen schlafen soll, so singt Elschen: Loloo, loloo! Und wie einträchtig ziehen Elschen und Sara das Puppenwägelchen. Elschen macht auch manchmal dumme Streiche. Einmal holte sie sich alle Zahnbürsten aus dem Hause und warf sie in den Wasserlauf, der an ihrem Hause vorbeifließt, sodaß sie alle fortschwammen. Und sieht es auf jenem Bilde nicht gerade so aus, als ob sie sich mit Dada zankt? Elschen hat nämlich ein Spielzeug, das ihr große Freude macht. Das ist eine kleine Blechbüchse mit Steinchen darin, die klappert so schön. Nun will Dada die Blechbüchse auch einmal haben, nimmt sie und stellt sie oben auf ihren Kopf, denn die schwarzen Leute tragen ja alle ihre Sachen oben auf dem Kopfe. Elisabeth aber denkt: „Das ist meine Büchse“, und will sie ihr wieder wegnehmen. Zankt ihr euch wirklich, ihr beiden Kleinen? Nun, ich hoffe, es ist nur Spaß!

Elschen und Sara mit dem Puppenwagen.

Jetzt muß ich noch etwas verraten. Was denn? Elschen ist ein kleiner Hasenfuß. Neulich wurde ein kleines Zicklein angebracht, dessen Mutter gestorben war. Ängstlich meckernd

lief es auf dem Hof umher und sprang gerade auf Elschen zu. Was tat das Kind? Laut schreiend stürzte es in die Stube; es dachte, da wäre ein Hund. Die kleine Dada war tapferer. Ganz herzhaft faßte sie das Tierchen an. So bekam Elschen auch Mut. Das Zicklein hatte großen Hunger, aber es konnte noch nicht fressen. Da bekam es die Saugflasche, gerade wie die kleinen Kinder. Seht nur, wie eifrig es trinkt! Dada hält die Flasche und Elschen steht dabei. Das Ziegenlämmchen ist ganz zahm. Gerne läuft es hinter den Menschen her. Neulich legte es sich sogar in das Bett des einen Missionars. Als der schwarze Koch einmal den Teig zum Brote knetete, da sprang das Tierchen mitten in den Teig hinein und kam mit weißen Hosen wieder heraus. Wenn die Hühner in ihren Stall gehen, dann klettert auch das Zicklein die Hühnerleiter in die Höhe und will mit hinein. Wenn aber die schwarzen Knaben des Abends um ihr Feuer sitzen, dann sitzt das Zicklein mit ihnen in Reih und Glied und hört zu, wie der Onkel Döring ihnen Geschichten erzählt. Es schläft auch nicht etwa im Stall auf dem Fußboden, sondern geht in die Schlafstube von den schwarzen Jungen und legt sich mit ihnen auf ihre Schlafbretter als ihr guter Kamerad.



Scherz oder Ernst?

Geht es nicht fröhlich zu auf der Missionsstation Wuga? Kinder sollen auch fröhlich sein. Darüber freut sich der liebe Gott. Aber Kinder sollen nicht nur spielen, sondern auch singen

und beten lernen. Darum geht auch Elschen alle Morgen mit in die Kirche zur Morgenandacht und singt tapfer mit. Manchmal singt sie auch ruhig weiter, wenn die andern schon alle aufgehört haben. Dann muß Mutter ihr den Finger auf den Mund legen und „Ps" sagen. Als sie nun ein kleines Schwesterchen Maria bekam und hörte, wie das Schwesterchen schrie, da hielt sie sich den Finger an die Nase und sagte auch „Ps"!


Hildegard.

Aber noch zwei Kinderchen finden wir in Wuga. Seht doch einmal das allerliebste kleine Ding auf unserem Bilde. Da steht es, im Unterröckchen mit bloßen Füßen und streckt uns die Hand entgegen, als wollte es uns zurufen: Willkommen in Afrika! Wer ist denn das niedliche Prinzeßchen im Unterrock? Das ist Hildegard, das Töchterchen von Missionar Lang Heinrich. Zu Weihnachten ist Hildegard erst zwei Jahr alt, und als das Bild gemacht wurde, da konnte sie noch nicht laufen. Darum hält sie sich mit der einen Hand am Korbe fest. Der Korb, das ist ihr Bettchen. Wenn der unten auf der Erde steht, dann kommen die Sandflöhe oder andere häßliche Krabbeltiere und wollen der kleinen Hildegard einen Besuch abstatten, darum hat der Vater eine große Kiste genommen und den Korb oben darauf gesetzt. Rings herum aber hat er vier Stangen angenagelt, damit ein Vorhang herumgezogen werden kann und das Töchterchen im Schatten sitzt. Jetzt ist es noch am frühen

Morgen, da brennt die Sonne nicht so sehr, da kann auch der große schwere Hut noch oben auf der Stange hängen. Wenn Hildegard in ihrem Korbe sitzt, dann ist sie selbst ein kleiner Sonnenschein. Alle Vorübergehenden lacht sie an. Kommt aber ihre kleine Freundin Elisabeth angelaufen, dann jauchzt sie und strampelt mit Armen und Beinen.

Ihr Brüderchen Kurt ist so alt wie Maria und gar oft werden die beiden Kleinen nebeneinander gehalten und dann wird gefragt: „Wer ist nun größer?“ Und wenn Hildegard singt, was sie in der Kapelle von den Großen gehört hat, dann horcht das Bürschchen still auf die große Schwester. Glückliche Kinder, die auch in Afrika in Jesu Hut sind. Die dürfen wohl fröhlich sein.

Sara Dada.

Aus den kleinen Kindern sind große Mädchen geworden. Elisabeth und Hildegard sind Schulmädchen in Deutschland, fern fern von Vater und Mutter. Die können nicht für sie sorgen, sie können fern von ihren Kindern nur für sie beten, daß Gott selbst sie an seiner Hand führe. Denken wir wohl manchmal an alle die vielen, vielen Missionarskinder, die hier in der Heimat aufwachsen und groß werden, ohne Vater und Mutter oft Jahre lang zu sehen? Denken wir einmal an alle diese vielen Missionarskinder und helfen ihren Eltern beten für sie?

Auch Sara ist ein großes Mädchen geworden, die die Schule in Wuga besucht. Bei Jakobus und seiner Frau Lea hat sie lange gewohnt, als er Lehrer war dort drüben vor dem Heidendorf Ubili. Sie sollte ja ein Schambalamädchen werden, und nicht etwa ein Europäerkind, und die Schambalamädchen müssen der Mutter schon früh helfen in Haus und Garten. Und der Lea paßte es schon gut, daß sie die flinke kleine Sara bei sich hatte, konnte sie doch so schön mit ihrem kleinen Willi spielen, und wie schnell lief sie dort unten zum Fluß hinunter, und brachte ihren kleinen Flaschenkürbis mit Wasser auf dem Kopfe angetragen. Und wie emsig wußte die Sara mit den Töpfen zu hantieren und, wenn Lea einmal krank war, gar auch zu kochen, und wie zierlich sah es aus, wenn Sara die lange große Holzlast auf dem Kopf hinter der starken Lea her den Berg hinaufkeuchte. Nicht so munter gings mit der Sara in der Schule. Das a und i und o schienen ihr alle so gleich zu sein, und viel lieber tollte sie mit Willi draußen umher, als daß sie auf der Schulbank stille sitzen und aufmerken mußte, freilich die

biblischen Geschichten hörte sie sehr, sehr gerne, und die Lieder wußte unsere muntere Sara sehr gut, denn sie sang sie so gerne. Nun ist sie wieder zu uns auf die Missionsstation gekommen und wohnt dort mit den anderen schwarzen Mädchen, die der Kampf gegen die Sünde dort zusammengeführt hat.

Sie ist ein fröhliches Mädchen, unsere schwarze Sara. Ihr müßt sie einmal sehen, wie sie nach dem Essen eilend auf den Boden läuft, um mit dem Katzenteller auf dem Kopf wieder herunterzukommen. Wie sie tänzelt und sich wiegt, ohne den leeren Teller auf ihrem Kopfe auch nur mit einem Finger anzufassen, und doch fällt er nicht. Dann tut sie den Kätzchen, die die Station von den bösen Ratten reinhalten, ihre Milch und ihre Kartoffeln auf den Teller und springt schnell die Treppe hinauf, um ihren Schutzbefohlenen ihr Mittagsmahl zu bringen. Und da brauche ich nicht etwa alle Tage zu mahnen: „Sara, denkst du auch an die Katzen?“ Nein, unsere Sara vergißt sie nicht.

Nur einmal, da schien sie gar keine Lust zu haben, hinaufzuspringen zu ihren Kätzchen, da ging es so langsam, und das Gesicht war so böse. Was war denn mit unserer Sara? Als die andern Mädchen zur Arbeit aufs Feld gingen, stieg Sara mit langsamen schweren Schritten die 13 Stufen von dem Mädchenhaus zu uns herauf. Es ging so langsam und schwerfällig und ich sah doch gar keine Last, die sie trug! Endlich rief es leise „hodi“ an meiner Tür „laß mich ein“, und auf mein „ingila“ „tritt ein“, trat langsam, zögernd mit finsterem Blick unsere sonst so fröhliche Sara bei mir ein. Mit dem bitterbösen Gesicht stand sie da, und dann kam es leise von den Lippen: „Ich will nach Hause gehen!“ „Wohin?“ „Nach Hause zu meinem Vater.“ „Was willst du dort?“ „Ich will nur dahin.“ „Warum?“ „Ich habe keinen Grund, ich möchte nur nach Hause gehen zu meinem Vater“. Es war nichts herauszubekommen aus dem kleinen Herzen. „Willst du weg von deinem Heiland? Denn du weißt doch, dort im Heidendorf bei deinem Vater, da hörst du nichts vom Heiland, da singt niemand mit dir, da erzählt man nicht die Geschichte von Jesus!“ „Ich werde da auch beten, ich will nicht fort vom Heiland“ war die Antwort. „Hast du dich gezankt mit den anderen Mädchen, hat dir jemand etwas getan?“ „Nein“, alles Fragen war umsonst — nur fort wollte sie.

Sie war ja ein „freies“ Mädchen, wenn sie groß wäre, wollte ja ihr Vater sie wieder haben, so hoffte er. Sollte ich sie mit Gewalt zurückbehalten? — Das hätte ihr ja wenig ge-

holfen. „Sara“, so sagte ich nach einiger Zeit zu dem Mädchen mit dem finsteren Blick und dem finsteren Herzen, das neben mir stand, die Augen beiseite gewandt. „Sara, wollen wir nicht, ehe du zu deinem Vater in das Heidendorf gehst, noch einmal zusammen beten?“ Fest hielt Sara ihre Lippen zusammengebissen, und fast unhörbar, aber klar und entschieden kam als Antwort: „Nein“. Sie blieb stehen, ich schrieb an meinem Tisch; die finsteren Wolken wollten nicht schwinden. Noch einmal wieder die Frage, — vergeblich: „Sara, wollen wir nicht noch einmal mit einander beten, ehe du fortgehst?“ Es wogte und kämpfte in dem kleinen Herzen des schwarzen Mädchens. „Wenn ich bete, so muß ich mich vor Jesu beugen und tun, was er will, und er will, daß ich hier bleibe unter dem Schall des Wortes Gottes“, so wußte sie nur zu klar, aber sie wollte doch fort. „Er oder ich,“ das war die Frage. War da eine Möglichkeit, daß das Negermädchen siegte über sich selbst und ihren Willen? Fast schien es umsonst, aber er, der das Rufen hört, hörte das Seufzen des Missionars, und als ich endlich noch einmal die Sara mit dem schwarzen Herzen und dem schwarzen Gesicht ansah, da schien es ein ganz wenig heller zu werden auf dem dunklen Antlitz, und als ich noch einmal die schwere Frage an sie richtete: „Sara, wollen wir nicht erst mit einander beten“, da klang es leise und seufzend „ja“ von den sich willig öffnenden Lippen. Wir knieten nieder, und aus gebrochenem Herzen rief die schwarze Sara zum Heiland der Sünder: „Lieber Heiland, gib mir wieder ein gehorsames Herz, daß ich gerne hier bleibe, und“ — so klang es seufzend weiter — „rufe doch auch meinen Vater, daß er zu dir kommt, und bei dir Leben findet!“

Sara ging hinaus, sie holte ihre Hacke, und folgte den anderen schwarzen Mädchen, um schweigend mit ihnen das Bananenfeld zu ackern, und als wir am Abend mit den schwarzen Mädchen sangen: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung deren ich nicht wert“, da klang das Wort von dem freundlichen Erbarmen besonders hell wieder in dem Herzen der schwarzen Sara. Wie glücklich war sie am Abend, nun wieder fröhlich mit ihren Gefährtinnen zusammen betend sich zur Ruhe legen zu können.

Als die nächsten Ferien kamen, und Sara etliche Tage zum Vater ins Heidendorf ging, da hat wohl der Missionar gesorgt: „Wird sie wiederkehren, werden vielleicht die alten Gedanken wieder auftauchen in ihrem Herzen?“ aber die Sorgen waren umsonst, fröhlich kehrte sie wieder, sie hatte gesiegt. Und ob wohl

manchesmal Trotz und Eigenwille sich regten, sie war ja entschlossen, sich unter Liebe und Zucht zu beugen, um Jesu Eigentum zu sein und zu bleiben. Und da konnte sie auch vorbereitet werden, um nun ihren Glauben selbständig zu bekennen, und dann einzutreten in die Schar derer, die selbständige Christen, Männer und Frauen in Christo zu sein und immer mehr zu werden willig und entschlossen sind.

Wegebauten.

Wenn wir in den ersten Jahren des Morgens in der Frühe auf den schmalen Pfaden durch das taufrische Gras und Buschwerk zur Verkündigung auszogen, dann dachten wir wohl manches Mal: „Ach, wenn wir doch bessere Wege hätten und trockenen Fußes in unsere Dörfer kommen könnten.“ In der Hungersnot und auch sonst, so oft es ging, wurden in der Nähe der Station die Wege verbreitert und ebener gelegt. Mit Freuden begrüßten unsere Schambala diese Verbesserungen, aber nur einzeln legten sie auf eigenen Antrieb dicht bei ihren Dörfern bessere Wegestrecken an. „Gib uns Geld, so wollen wir Wege machen“, so sagten sie. Aber das Geld allein genügte auch nicht, sondern unsre Kraft war die Hauptsache, und nur wenn es dringend notwendig wurde, entschlossen wir uns dazu, diese dafür herzugeben. Ein ordentlicher Weg zu dem Bezirksamt Wilhelmstal und von da nach Hohenfriedeberg war dringendes Bedürfnis; konnte man auf dem Wege einen Esel benutzen, so sparte man viel Kraft und Zeit und konnte so manches entfernte Dorf leichter erreichen. Als daher im Juli 1900 der Bezirksamtmann in Wilhelmstal Missionar Lang Heinrich das Geld zur Anlegung des Weges von Wuga her anbot und ihn bat, den Weg anzulegen, entschloß er sich dazu. Es ging hier wie bei dem Wasserlauf. Unter der Aufsicht der erwachsenen Christen fanden die 60 bis 100 Leute meistens allein sehr gut die rechte Richtung. Kam aber ein Taleinschnitt, so wollten sie immer gerade hinunter und drüben wieder hinauf, statt im Bogen an dem Talabhang entlang zu gehen. Ihnen macht das Klettern so wenig; so führen ihre Wege immer quer durch alle Täler hindurch und über alle Hügel hinweg. Als der Weg halb fertig war, schien aber die Möglichkeit, einen ebenen Weg anzulegen, ausgeschlossen. Ein wahres Chaos von Felsblöcken und steilen Abhängen trat den Wegebauern entgegen. Die Möglichkeit durchzukommen, schien nach dreitägigem Untersuchen immer geringer. „Es geht

nicht", so sagten die Leute, nur Schenkaene, ein treuer Katechumene, sah die Schwierigkeit nicht von unten, sondern von oben, nicht vom Schauen, sondern vom Glauben aus an und meinte: „Gott wird uns Gnade geben, er hat uns bisher so treu geholfen, er kann auch hier helfen!" Und er behielt recht. Es fand sich schließlich ein Weg; zwar führte er so am Abhang entlang, daß ein Schambala sich fürchtete, diese Stelle zu beschreiten. Aber es gelang mit Gottes Hülfe, ohne Unfall einen 1 Meter breiten Weg an der Wand entlang zu schaffen. Mit Stolz sahen die Leute auf den Weg, der nun so bequem nach Ubili und Wilhelmstal führt, wo sie früher so manchen Schweißtropfen beim Auf- und Absteigen der steilen Flußtäler vergießen mußten.

An diese Reitwege reihten sich im Laufe der Jahre überall durch das zerrissene Bergland Usambara manche andere Wege. Statt durch die tiefen Täler und drüben über die höchsten Kuppen zu führen, wie die alten schmalen Bergpfade der Eingeborenen, die von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft durchs ganze Land zogen, schlängelten sich die neuen Wege der neuen Kultur an den Hängen der Berge entlang, beides zu verbinden suchend: eine auch für Reittiere brauchbare Steigung und eine nicht allzu große Verlängerung der Entfernungen, damit die Wege nicht nur von Weißen sondern auch von Schwarzen benutzt und nicht gar zu bald wieder eine Beute des Unkrauts würden, wie schon so manche nur wenige Monate nicht benutzte Kunststraße in den Tropen es geworden ist. Kraft und Zeit, die die Missionare auf diese Arbeiten verwendeten, waren nicht vergeudet, denn schneller und mit weniger Anstrengung konnten sie jetzt zu Pferd oder Esel alle die Dörfer und Dörfchen im Lande erreichen, um den Heiden von dem Weg des Lebens zu sagen. Noch besser als früher verstanden sie des Heilands Gleichnis von dem Weg, wo sie sahen, wie viel die fremden Weißen durch Wege erreichten.

Das Jahr 1905 hatte uns endlich die für die Kolonie so unendlich wichtige Eisenbahn bis Mombo, am Fuß des Usambaragebirges — wohl sechs Kilometer Luftlinie von Wuga entfernt — gebracht. Hier und da hatten sich in den Bergen deutsche Ansiedler neben den großen Kaffeeplantagen niedergelassen. Kartoffeln, Kohl, Gemüse, dazu auch Roggen, Weizen und Hafer, was alles wir schon lange für unsern Gebrauch angebaut hatten, wurde in größeren Mengen gepflanzt, und man begann, die Weißen weithin im Lande und die deutschen Schiffe in Tanga von Usambara aus mit frischem Gemüse zu versorgen. Arbeiter

wurden immer mehr gebraucht zu all den neuen Anlagen, und der Träger wurden so viele gebraucht zu alle dem vielen, was man aus der Heimat gebrauchte an Maschinen, Werkzeug, Einrichtung usw. und zu alle den Produkten, die man absetzen und in der Tropenhitze möglichst schnell an ihr Ziel befördern mußte. Darum mußte man Fahrzeuge haben, um den Verkehr zu erleichtern, und mehr Arbeiter frei zu bekommen.



Die neue Kunststraße in Usambara.

Noch ehe diese Entwicklung sich anbahnte, hatte uns die Schwierigkeit, aus dem Walde größere Balken, wie wir sie zu den festeren besseren Bauten nun gebrauchten, heranzuschaffen, dahin gedrängt, einen Fahrweg für unser Ochsengeschirr in den Wald zu bauen. Wohl 200 Meter mochte der Wald über uns liegen, so daß der neue Fahrweg manche Steigung aufwies, wenn er nicht unbetreten und allzu weit sein sollte. Aber nicht nur die Scharen der Marktfrauen, die jeden fünften Tag nach altem Wugabrauch zu dem Markt etwas unterhalb des Waldes zogen, sondern auch alle die vielen, die nach Bumbuli pilgerten, benutzten den neuen Fahrweg.

Nun war die Bahn am Fuße der Berge angelegt, die selbst weiter ihre Straße zog unten in der Steppe hin zum Kilimandjaro. Wilhelmstal, das Kaiserliche Bezirksamt, die Zentrale der Verwaltung von Usambara und Südpare, lag hoch oben fast 1100 Meter höher als die Bahnstation Mombo dort unten in der fieberschwangeren Steppe. Der Fleiß und die Ausdauer deutscher



Der Ochsenwagen von Wuga.

Landmesser brachten es fertig, durch die felsigen Täler und dazwischen liegenden Höhen einen Weg zu finden, der mit nur selten mehr als 5 % Steigung und Gefälle Wilhelmstal in manchen Windungen und Biegungen erreichte. Langsam ließ die Regierung diese Kunststraße ausbauen und auch schottern, nachdem der Weg von Wilhelmstal aus schon in zwei Richtungen 20 Kilometer weiter geführt war, deren eines Stück der Vollendung bis an das Nordende des Usambaragebirges zur Missionsstation Hohenfriedeberg noch erharrt.

Eine halbe Stunde von unserer Missionsstation Wuga entfernt schnitt diese breite schöne Kunststraße unseren Reitweg, der uns nach Wilhelmstal führte. Freilich zum Fahren war dieser Reitweg nicht geeignet. So galt es auch dort einen neuen Fahrweg als Anschlußweg zu bauen, dessen Kosten wie zu so manchem für die Erschließung des Landes wichtigen Wege das Kaiserliche Bezirksamt aus den Steuergeldern der Kommune ersetzte. Im Juli 1909 fuhren die ersten Ochsenwagen von der Missionsstation Wuga zur Bahnstation Mombo und holten von dort sechs Zentner Bücher: Fibeln, Lesebücher, biblische Geschichtsbücher, Liederbücher, Neue Testamente, alles in der Schambalasprache gedruckt herauf. In freundlicher Zusammenarbeit mit unseren benachbarten Ansiedlern war jener erste Waldweg schon verbessert und weiter hindurch durch den herrlichen Hochwald nach Bumbuli, der alten Kronprinzenstadt, geführt. Auch dort hatte die Regierung erkannt, daß diese Verbindung des reichen Bumbulilandes mit dem dürren Wugalande wichtig war für die Erschließung des Landes, und ersetzte uns darum die Auslagen für diesen Fahrweg. Noch ehe das Jahr 1909 zu Ende war, zogen regelmäßige Züge Ochsenwagen mit Kaffee der Plantage Masumbai diesen Weg, vorbei an Wuga hinunter nach Mombo, um von dort Wellblech und Maschinen wieder in die Berge zu befördern.

Unter den Maurern, die unter weißer Leitung die vielen Durchlässe und Bögen auf der Kunststraße mauerten, fanden wir eine große Anzahl Christen von der englischen Missionsstation Magila, und die, denen wir die Aufsicht über die Wegearbeiter anvertrauten, waren Christen aus unserer Gemeinde. Es war ja nicht möglich, daß wir stets am Wege standen als Aufseher der vielen Arbeiter. So mußten wir Christen als Aufseher hinstellen, die oft tagelang allein die Arbeiten leiteten, und den Arbeitern ihre Arbeitsmarken aushändigten. So halfen auch diese Wegebauten, die Christen selbständiger und zuverlässiger zu machen.

Der Schambala Unbeständigkeit.

Die Unbeständigkeit war ja ein Charakterzug der Schambalaleute, unter dem schon mancher geseufzt hat. Heute kam man zur Arbeit, vielleicht wurde einem das Ziegeln gezeigt, man begriff es, aber am nächsten Tage kam man nicht wieder, man hatte etwas anderes vor. „Ich will als Träger zur Küste gehen“,

so kam in der ersten Zeit gar mancher. „Gut, Montag früh gebrauchen wir Träger.“ „Ja, schreib mich an, daß ich auch mitkomme.“ Er wurde angeschrieben, aber am Montag erschien von den Angeschriebenen keiner, es war ihnen etwas anderes in den Sinn gekommen. Und suchte man nach den Angeschriebenen, so waren sie nicht zu finden, sie hatten ja falsche Namen angegeben, wie es immer Brauch war. — Und hatte einer etliche



Tischlereiarbeiten auf der Ausstellung.

Tage beim Mauern geholfen, so ging er davon, ehe er recht etwas gelernt hatte, gab sich vielleicht anderswo als Meister, als „fundi“ aus, und wurde elendiglich mit seiner Kunst und seinem Ruhm zu Schanden. Und vielleicht hatte er ja auch gesagt, daß er die große Kunst auf der Missionsstation gelernt hatte und zur Unbeständigkeit die Lüge gefügt, daß er dort stets gemauert habe, und was Wunder, daß bittere Worte folgten über die Mission, die so schlecht vorgebildete Leute als Meister in das Land schicke.

Erst langsam begann der Kampf gegen diese Unbeständigkeit und Unwahrhaftigkeit ein wenig Erfolg zu haben. So hatten wir wirkliche Hülfen zum Mauern, zum Tischlern erst dann, als die jungen Heiden als Christen den Kampf aufnahmen gegen diesen Charakterfehler ihres Stammes und nun dauernder bei einer Tätigkeit blieben. Es war ein großer äußerer Erfolg, als am 3. September 1907 in Wuga eine Ausstellung veranstaltet wurde, die weiß und schwarz vor Augen führen sollte, was die jungen Christen zu leisten gelernt hatten. Alles, was ausgestellt war, war von Schambalachristen selbständig gemacht. Der weiße Tischlermeister in einer der zwei Missionstischlereien in Usambara, der Missionar als Lehrherr in der Schusterei, Schneiderei, Buchbinderei hatte nur Maße und Art angeben dürfen, alles weitere hatten die Lehrlinge und Gesellen selbständig ausführen müssen. Da war freilich für das Auge des Meisters am Luthertisch mit der eingelegten Platte nicht jede Linie genau gerade, da war an der Tür des großen Wäscheschrankes nicht jede Fuge ganz sauber zusammengefügt, da waren an den Stalltüren aus der Hand der Lehrlinge Splitter abgesprungen, aber das Staunen der fremden Weißen wollte kein Ende finden, daß alle diese Sachen wirklich von Eingeborenen, von den unbeständigen Schambalaleuten gemacht sein sollten.

Aber wir schmeicheln uns nicht, den Charakterfehler der Schambala überwunden zu haben. Es ist ein täglicher Kampf bei jung und alt, den wir zu führen haben, und der freilich, des dürfen wir uns freuen, im Christentum einen Bundesgenossen hat, ohne den der Kampf wohl aussichtslos genannt werden möchte. Etliche Sätze aus einem Tagebuch von Missionar Rösler aus dem Jahre 1910 mögen uns die Heftigkeit des Kampfes mit seiner mancherlei Bitternis vor Augen führen. „Zacharias und Nikodemus,“ so heißt es unter dem 18. Juni 1910, „aus Ubili, aus der kleinen Gemeinde des Luka Sefu, gehen zu einem uns benachbarten Ansiedler zur Arbeit, laufen nach drei Tagen wieder fort. Elieser, der frühere Evangelist von Kwamuenda, läuft aus dem Dienst eines anderen Ansiedlers fort, sowie zwei christliche Maurer Lot und Daniel vom Bauplatz des ersten Herrn.

Die beiden ersten hatten sich ganz von selbst, unter dem Eindruck, den sie auf der Missionsstation Hohenfriedeberg empfangen hatten, bei der Abordnung von vier Schambalahandwerkern nach Bukoba am Viktoriasee mit dem früheren Ansiedler Herrn Rascher, der in den Dienst unserer Mission getreten ist, gemeldet, als Hülfskräfte nach Ruanda zu gehen. Ihr Lehrer

Luka Sefu hatte ihnen zugeredet, erst noch etwas Geld für die Reise zu verdienen, und ich hatte sie dem benachbarten Ansiedler empfohlen. Die zwei ersten Tage war alles gut gegangen. Am Morgen des dritten Tages verspäteten sie sich, fürchteten, Schelte zu bekommen, machten aus der Not eine Tugend und gingen zu ihrem Gastfreund, unserem Ältesten Moses Mbuguni, und erklärten ihm: „Wir wollen erst einige Tage für dich arbeiten, weil wir ja doch dein Brot essen.“ Am Schluß der Woche aber kam der eine etwas verlegen zu mir und sagte: „Du, wir wollen uns jetzt bei einem anderen Europäer Arbeit suchen.“ „Warum denn?“ „Ja, wir haben uns mit dem Herrn veruneinigt.“ Und nun kam es erst alles zu Tage, und sie mußten wohl oder übel ihren Herrn um Entschuldigung bitten und wieder zur Arbeit zu ihm gehen.

Und die beiden Maurer? Sie waren beim Bau mit eingestellt bei demselben Herrn. Nach wenig Tagen waren sie davon gelaufen. Über schlechte Behandlung konnte sich keiner beklagen, aber sie waren mit ihrem Lohn nicht zufrieden, obgleich sie dort mehr erhielten als bei mir. Die Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit der Schambala trat so recht in ihr trauriges Licht, erst nahmen sie die Arbeit an, wußten, welchen Lohn sie bekamen, und dann, als es ihnen zum Bewußtsein kam, daß andere mehr bekamen, für bessere Leistungen freilich, da gewann die Unbeständigkeit wieder einmal die Herrschaft. Und doch sind die Leistungen der zwei Maurer, nicht was Können, wohl aber was Fleiß betrifft, so unbefriedigend, daß sie sich viel eher über zu viel als zu wenig Lohn beschweren sollten.

Immer wieder locken die hohen Löhne, die jetzt im Lande durch die vielen eingewanderten Europäer gezahlt werden, unsere Leute, den Wanderstab zu ergreifen, um für möglichst wenig Arbeit möglichst hohen Lohn zu bekommen. Und immer wieder machen sie schlechte Erfahrungen. Unser Elieser, der, um seiner großen Freude am Unterrichten willen, noch wieder als Gehülfe des Lehrers Stefanus in Mponde eingestellt war, glaubte, da seine Frau, die lahme Rahel Dangilo, vor ihrer ersten Entbindung stand, und ihm dadurch allerlei Mehrausgaben bevorstanden — den großen Sack mit Nüssen mußte er beschaffen, die jede Wöchnerin nach Volkssitte als Zukost für sich und ihre Besucherinnen haben muß, dazu eine Ziege u. s. w. —, rascher verdienen zu sollen, als dies bei seinem geringen Gehalt als Hülfslehrer (die Woche $1^1/_2$ Rupien, gleich 2 Mark) möglich war. Er erbat sich bei den Gemeinde-

ältesten für einen Monat Urlaub, der ihm gewährt wurde, und trat bei einem Europäer in der Nähe als Koch ein. Ein schöner Monatslohn wurde ihm in Aussicht gestellt, und in Aussicht auf diesen Lohn borgte er bei seinem Herrn allerlei Lebensmittel, auch Tabak zum Rauchen, den er nicht entbehren zu können glaubte. Drei Wochen lang ging alles gut. Aber als dann eines Tages sein Herr glaubte, seinem Koch ob seines zerfahrenen Wesens im Dienst eine körperliche Züchtigung verabfolgen zu sollen, hielt solche der Elieser unter seiner Würde und entfloh. Der Herr aber ließ den Knecht suchen, der unterdessen durch allerlei Winkelzüge versucht hatte, wieder in meinen Dienst zu kommen, und nun muß er sich's gefallen lassen, nicht nur den ganzen Monatslohn schwinden zu lassen als Strafe für seine Unzuverlässigkeit, sondern auch noch die ganze Schuld für geborgte Waren im Wert von 3,50 Rupien, die er bei seinem Herrn stehen hat, abverdienen zu müssen.

Eine gewaltige Macht muß da freilich das Evangelium haben, wenn es im Kampf gegen diese Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit, Unwahrhaftigkeit des Schambalavolkes nicht unterliegen, sondern siegen will, und zuverläßige treue Männer und Frauen aus ihnen erziehen.

Die Hausgemeinde wird zur Volksgemeinde.

Zu jenen ersten acht Burschen, die auf der Missionsstation wohnten und wie Kinder des Missionars waren, waren andere, Erwachsene, hinzugekommen. Im März 1900 knieten die ersten Männer und Frauen aus dem Heidentum vor dem roh zusammengeschlagenen Tauftisch in der Kapelle in Wuga nieder, um bei Jesus Christus Vergebung der Sünden und Frieden zu finden. Es waren selbständige Leute, die ihre Hütten, Felder und ihr Vieh hatten. Und auf ihren Gewesen wohnten sie weiter, auch als sie nun Christen geworden waren. Aus der Hausgemeinde war eine Volksgemeinde geworden. Die Feindschaft der Verwandten, der Schmutz der Sünde in Wort und Tat in den Heidendörfern und vor allem die Sehnsucht, täglich in der Frühe in der Morgenandacht das Wort des Lebens hören und in gemeinsamem Gebet sich stärken zu können zum Kampf des Tages, trieb die Christenfamilien bald in die Nähe der Missionsstation, wo sie teils auf ihren eigenen Feldern, teils auf dem der Mission gehörigen Land ihre Hütten bauten, die dann langsam und zaghaft durch viereckige Häuser ersetzt wurden, die Luft und

Licht einließen und die Möglichkeit gewährten, auch im Hause die neu erlernte Kunst des Lesens und Schreibens üben zu können. So entstanden im Lauf der Jahre rings um die Missionsstation kleine selbständige Christendörfer: Elim, am brausenden Wasserlauf gelegen; Kana, auf dem friedlichen Hügel ein wenig tiefer, mit dem treuen Gemeinde-Ältesten Zachäus; unten am Sumpf, der durch Entwässerung in eine Wiese verwandelt ist, Miombo mit Maurern und Tischlern; und drüben am hohen Bananenfeld Mangula, wo Moses Mbuguni mit seinen Kindern und Freunden sich angesiedelt hat. Was die Eltern trotz oft wiederholter Versuche zum Teil nicht mehr gelernt hatten: Lesen und Schreiben, das sollten aber die Kinder in der Jugend lernen. So bildete sich von selbst die feste Ordnung, daß die Christenkinder, wie die Kinder der Katechumenen — derer, die im Taufunterricht standen — die Schule besuchten, während ja in den Heidendörfern diese Ordnung fehlt und eigener Wunsch und eigene Bereitwilligkeit der Kinder über ihren Schulbesuch entscheidet.

Auch mancher Mann und manche junge Frau setzte sich unter die Schar der munteren schwarzen Kinder oder sammelte sich des Abends nach geschehener Arbeit um einen schwarzen Lehrer, der ihnen die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eröffnen sollte, und mancher hat es dahin gebracht, dem Freund, der Freundin einen der so beliebten Briefe zu schreiben und des Abends am Feuer oder der neu gekauften ganz kleinen Petroleumlampe langsam im Neuen Testament oder im Liederbuch zu lesen, die man sich selbst gekauft hatte.

Bald wählte die Gemeinde sich Gemeinde-Älteste aus ihrer Mitte. Der Brauch des Neuen Testaments und die Volkssitte trafen da zusammen. Wie jedes Dorf seinen Schulzen, seinen Beamten hat, der den Bewohnern die Wünsche des Landeshäuptlings mitzuteilen, auf Ordnung zu sehen und kleinere Rechtsfälle zu erledigen hat, so sollten die schwarzen Gemeinde-Ältesten des Königs Jesus Sinn hineinpflanzen in die kleine Gemeinde des Christendorfes, auf christliche Ordnung sehen, und mahnen, trösten und strafen und versöhnen. Freilich, da ging es wohl manches Mal wie bei den jungen schwarzen Lehrern. Die Not drängte, Hülfskräfte mußten da sein, und mancher wurde ausgewählt, dem das Amt zu schwer wurde oder der im Kampf gegen die Sünde unterlag und der seines Amtes wieder entsetzt werden mußte.

Und doch ist es wie ein Wunder vor unseren Augen, wenn wir die zwei Ältesten, Moses Mbuguni und Zachäus, in Einfalt und Treue

schon so manches Jahr ihres Amtes walten sehen. Wie manches Mal setzt uns das klare reife christliche Urteil dieser Männer, die ja doch ganz anders als der Missionar Sitten und Bräuche des Volkes in ihrem Wert oder Unwert zu schätzen verstehen, in Erstaunen. Mit großer Schärfe drängen die beiden Männer darauf, daß die Heiden, die sich neu zum Taufunterricht melden, regelmäßig die Morgenandachten besuchen und sich möglichst bald in den Christen-



Miss. Rösler mit den Ältesten von Wuga.

dörfern ansiedeln. „Denn“, so sagen sie, „erst dann, wenn wir mit ihnen umgehen, merken wir, ob es ihnen Ernst damit ist, mit dem Heidentum zu brechen und Gott zu dienen, oder ob Irdisches, Menschliches sie herzutreibt.“ Und als ich den alten, schwerfälligen, fleißigen Bauersmann, den Schemlondwa, den „Gesuchten“, zum dritten Mal von der Schar derer, die getauft werden sollten, zurückstellen wollte, da meinten die beiden Männer, daß das nicht richtig sei. „Sieh“, so sagten sie, „Schemlondwa hört nicht viel, oft, wenn wir ihn fragen, was er bei dir gehört hat, sagt er: ‚Ich habe es vergessen‘ und weiß garnichts, aber

wo wir uns sammeln um Gottes Wort, wo wir singen, da ist Schemlondwa dabei. Und mit dem Heidentum hat er und sein Haus lange klar gebrochen. Zweimal hat er willig sich gebeugt, und sich von der Taufe zurückstellen lassen, wo es doch seines Herzens Wunsch ist, getauft zu werden, jetzt mußt du ihn mit taufen.“ Und Schemlondwa ist getauft und dient fröhlich seinem Herrn. — Als ich eines Tages die Ältesten fragte, was dort oben in dem Dorfe Elim vorgekommen sei, da berichteten sie kurz und sagten: „Wir haben den Streit geschlichtet, das kümmert dich jetzt nichts mehr. Es kommt so vieles an dich, was wir allein erledigen können, braucht nicht erst an dich gebracht zu werden.“ Viel, viel Geduld ist ihnen auch nötig, den Ältesten. Wenn zu den Festen die Christen den Friedhof säubern und etliche trotz alles Mahnens ihre Gräber nicht reinmachen, wenn die Christenfrauen die Wege von der Missionsstation in die einzelnen Christendörfer reinigen und dazu so langsam und spärlich erscheinen trotz der Mahnung des Ältesten, der sie beaufsichtigt, so erfahren die Männer es, was es heißt: „Geduld ist euch vonnöten.“ Und wenn es dann hier und da hervorbricht: „Wir sind ja selbst Sünder, fehlen selbst, wie können wir andere mahnen, wie können wir verlangen, daß andere uns gehorchen,“ so weist sie das immer wieder auf den rechten Weg der Beugung unter Gott.

Sie empfinden es als Last, daß Elia, der Maurer dort unten in Miombo, nachdem er den Missionar in seiner Krankheit zu sich gerufen hat, dann doch zu dem heidnischen Zaubermann seine Zuflucht nahm. Wie wissen sie zu strafen und zu mahnen, ob auch manch bitterer Hohn sie dafür trifft, wie wissen sie zu beten mit Betrübten und Traurigen! „Wir müssen Gott bitten, daß er uns mehr Männer schenkt in unsere Gemeinde, Männer in Christo, daß wir die unstäte, ungebundene Jugend in Zucht halten können,“ so mahnten eines Tages die zwei Ältesten.

Das Land kennt die Ordnungen der Gemeinde. Jeder, der sich zur Taufe meldet, weiß, daß die Christen, die Männer und Frauen, außer der Hüttensteuer, der Kaisersteuer, wie sie sie nennen, an die Regierung, noch eine Gottessteuer zahlen, je 1 Rupie im Jahr (1 Rupie = 1,33 Mark). Im Prinzip zahlen die Christen diese Kirchensteuer willig und gern, ist es doch ein Lobopfer, das sie ihrem Gott bringen, der ihr Herr geworden ist. Aber freilich, im täglichen Leben gibt es da manchen Kampf und manch bitteres Wort, wenn der schwarze Lehrer Andreas von Haus zu Haus geht und von Mann und Frau die Rupie

fordert, um damit Gottes Reich zu bauen, um damit die Lehrer, die als Evangelisten in die Heidendörfer gestellt sind, zu unterhalten. Eine Freude ist es der Gemeinde, auch am Erntefest von den Früchten, die Gott ihnen hat wachsen lassen, ihm als Dankopfer ein wenig zu bringen. „Wenn die Heiden aus Furcht vor dem Neide der Ahnen bei reichlichen Ernten an jedem Kreuzweg etliche Kolben Mais hinlegen, sollten wir dann unserem lebendigen Gott, der uns alles aus Erbarmen schenkt, nicht mit Freuden Lobopfer bringen, um damit sein Reich zu bauen?“ so fragte einst am Erntefest der Gemeinde der schwarze Lehrer Luka Sefu aus tiefinnerster Erfahrung der Liebe Gottes heraus die Gemeinde.

Aber freilich, wenn auch an jedem Sonntag etliche Heller in dem Körbchen an der Tür der Kapelle gesammelt werden, wenn auch an besonderen Tagen einmal 10 oder 20 Mark von der armen kleinen Gemeinde ihrem Gott als Lobopfer dargebracht werden, viel ist es noch nicht, was die Gemeinde beiträgt zum Bau des Reiches Gottes. 96 Rupie bekommt heute unser Alexander Msika, der dort drüben auf der Höhe von Mbusii als Lehrer und Prediger des Evangeliums steht, als Jahresgehalt, aber noch nicht für diesen einen ihrer Zeugen im Heidenlande bringt die kleine Gemeinde im Jahr das ganze Gehalt auf. Aber der Anfang ist gemacht, Gott für den geistlichen Segen irdische Gaben zu geben.

So bildet sich allmählich eine feste Ordnung in der Gemeinde. Und weil es überall in jeder Gemeinde von innen heraus wuchs, so sind wohl kleine Verschiedenheiten da in den verschiedenen Gemeinden von Usambara, aber die Unterschiede sind gering. Das ist das Große bei all diesen Ordnungen: die Gemeinde stellt sich selbst willig, fröhlich unter diese Ordnungen, die sie selbst sich zum großen Teil schafft. Denn jeder einzelne hat sich ja mit Leib und Seele in Gottes Dienst gestellt. Da gibt es wohl Kampf, wenn der alte Mensch der göttlichen Ordnung sich nicht beugen will, aber im Grunde des Herzens will ja jeder mit Freuden der göttlichen Ordnung der Gerechtigkeit dienen.

Der Masse des Heidentums von wohl 8000 Heiden im Wugalande steht nun diese kleine Christengemeinde von 110 Männern, Frauen, Burschen, Mädchen gegenüber, die in ihren Dörfern selbständig wohnend, nicht mehr wie einst die kleine Hausgemeinde vielleicht durch den persönlichen Einfluß des Missionars zusammengehalten, sondern als eine selbständige Volksgemeinde durch ihres Heilandes Hand zusammengehalten

wird. Ein kleines Licht und doch ein Licht, das da scheint vor den Toren des dunklen Wuga.

Das Eindringen der Kultur.

Mit den alten Königen war die Macht Wugas dahingesunken. Es waren keine Männer mehr, die auf dem Löwenfell in Wuga lagen, und deren Befehl durch das ganze Land galt ohne Widerrede. Und als die deutsche Herrschaft Mitte der achtziger Jahre ins Land kam, da fand sie nur noch Schattenkönige vor in jenem trotzigen Hochland Usambara. Der Ruf war noch der alte, aber die Kraft war nicht mehr dahinter. „Wugaleute nehmen sich den Zehnten, wo sie hinkommen," das war alte Ordnung im Lande; wohl versuchte das jetzt auch noch mancher freche junge Wugabursche, aber man ließ es sich nicht mehr gefallen und trieb den stolzen Wugamann wie einen Felddieb davon. Es war eben keine starke Hand mehr, die über dem ganzen Land lag; weil die Wugamänner nichts mehr leisteten fürs Land, wie einstmals, da gab man ihnen auch keine Vorrechte mehr vor anderen. Wugaleute mußten einfache Schambalaleute werden, wie es alle waren. Zu herrschen war man gewohnt, aber zu dienen: nein, das war nicht Herkommen von alters her. „Wugaleute verstehen sich nicht in Reih und Glied zu stellen," so sagte ein Sprichwort des Volks mit leisem Spott auf die Stärke, aber auch die Schwäche der Wugaleute. Selbständig waren sie, aber auch schwer zu zügeln. Und was ein anderes Sprichwort von allen Schambala sagte: „Mshambala nkagambilwa akihita, agambilwa akiuya". „Ein Schambalamann läßt sich nichts sagen, wenn er geht, erst wenn er wiederkehrt, läßt er sich sagen", das soll heißen: „Blinden Gehorsam kennt er nicht; erst wenn er schlechte Erfahrungen gemacht hat, läßt er sich raten", das gilt vielleicht von den Wugaleuten im besonderen.

In die sich lösende alte Zeit kam die neue Zeit, die europäische Kultur. Das Geld kam ins Land, zunächst Perlen, Stoffe, aber dann bald Kupfergeld, bald Silbergeld und auch schon Papiergeld. Und man kann nicht sagen, daß der verschiedentliche Wechsel des Münzsystems dem Volk gerade übermäßige Not gemacht hätte, wenn man natürlich auch heute noch lieber nach den alten „Pesa"*) rechnet, als nach den neuen „Hellern",

*) Zu der englisch-indischen Kupfermünze, dem Pesa, kam der deutsche Pesa, wie zur englischen Rupie die deutsche. Im Lauf der Zeit galt nur noch

zumal rein äußerlich der Name Pesa dem Ohr des Schambala näher liegt, als der mit einem fremden Konsonanten schließende Name Heller, den er ja freilich nun „hela“ nennt.

Zunächst war es eine Arbeit für den kulturlosen Schambala, durch eine ganze Tagesleistung sich 18 oder 20 Heller zu verdienen, oder gar so lange zu arbeiten, bis er die ersehnte Rupie ausbezahlt bekam. Aber im Lauf der wenigen Jahre gewöhnte er sich schnell daran, sich die ersehnten Rupies durch Arbeit zu erwerben. Er merkte es sehr bald, wie infolge der stärkeren Einwanderung der Weißen Konkurrenz geschaffen war und einer der Arbeitgeber mehr bot als der andere, so daß es nichts Seltenes war, daß der einfache Arbeiter 40, 50, 100 Heller und oft gar noch mehr am Tage verdienen konnte. Geld, das vor 15 Jahren dem Volk als solchem noch etwas Fremdes gewesen war — man trieb bis dahin Tauschhandel mit Vieh, Speise, Salz, Tabak, Fellen usw. —, gehört jetzt zum täglichen Leben, und der Neger hat die Annehmlichkeit schnell erfaßt, daß man dadurch in den Stand gesetzt wird, sich dies oder jenes, was einem gefällt, zu eigen zu erwerben, seien es nun Hühner, Ziegen, Rinder, der eigentliche Besitz des Schambalabauern, oder geräuchertes Wildbret, frisches Fleisch, Fisch, oder mehr und farbenreichere Tücher für sich und die Frau, oder endlich auch die Möglichkeit, durch Erwerbung von mehr Vieh die Zahl der Frauen zu vermehren. Alle diese Annehmlichkeiten der Kultur sich zu eigen zu machen, fiel dem kulturlosen Neger nicht schwer. Aber damit, daß es ihm nun so leicht wurde, Geld oder Geldes Wert zu erwerben, wurden in die alten Volksordnungen Lücken gerissen. Wie schwer war es bis dahin dem jungen Schambalaburschen, die Erlaubnis zu erhalten, seine Pfeife rauchen zu dürfen. Ein Feld mußte er selbständig mit Tabak bestellen, es rein halten, die Blüten abknipsen, die trocknenden großen Blätter abpflücken und langsam trocknen, sie in dem schweren Holzmörser stampfen und zu runden kleinen Platten formen, deren 40 sauber in Bananenblattscheiden gewickelt er verkaufen mußte, um dafür

die deutsche Münze, und die englische war ungültig in der Kolonie. Dann wurde die deutsche Rupie statt bis dahin in 64 Teile (1 Rupie = 64 Pesa) in 100 Teile geteilt, und so wurde als hundertster Teil der Rupie der Heller eingeführt. War bis dahin ein Pesa die kleinste Scheidemünze im Wert von 1 Pfg., so brachte die neue Währung außer dem Heller noch $^1/_2$ Heller, der $^2/_3$ Pfg. wert ist. Dazu kamen im Lauf der Zeit große kupferne 5 Hellerstücke, durchlochte Nickel-10-Hellerstücke neben den silbernen $^1/_2$ und $^1/_4$ Rupiestücken. 1 Rupie = 1,33 Mark.

ein Huhn zu erhandeln, das er dann dem Vater bringen mußte, um dadurch sich nun die Erlaubnis, seine Pfeife rauchen zu dürfen, zu erholen. Das war ein langwieriger, umständlicher Weg, recht dem umständlichen Wesen des alten Schambalamannes entsprechend. Aber wer will leugnen, daß es eine sehr gute Erziehung war für die Jugend, erst etwas leisten zu müssen, ehe sie die reifen Früchte vom Baum brechen durfte. Und nun, wo



Alte Schambalakultur (Flechtarbeiten).

die Kultur kam? Der Wert jenes Bündels mit 40 Tabaksplatten war nach alter Ordnung 16 Pesa oder 25 Heller. Die Arbeit eines Tages erbrachte nun dem jungen Mann den Wert all jener Leistungen, die von ihm verlangt wurden; das Huhn, und vielleicht noch eine Pfeife dazu, sich für den Verdienst eines Tages zu verschaffen, erlaubte ihm die neue Zeit, das Geld, die Kultur.

Noch einen weiteren tieferen Schritt wollen wir mit der Kultur hineintun ins Volksleben des Schambala. Will sich ein

Bursche verloben, so hat er nach den vorhergehenden Erkundigungen dem Schwiegervater einen Krug mpombe (Zuckerrohrwein), eine Ziege, nach der Hochzeit noch wieder eine Ziege und beim Heranwachsen des ersten Kindchens eine Kuh zu geben. Dazu halfen die bunten Tücher, die er fern her von der Küste von einer fernen Reise als Träger der Erwählten mitbrachte, ihr Herz gewinnen, und müssen auch im Ehestande bei besonderen Gelegenheiten das Herz der Frau zum Manne ziehen helfen. Jene Tücher hatte er stets durch seinen Dienst als Träger selbst erworben, vielleicht auch eine Ziege, im übrigen aber lebte er von der Güte seines Vaters und war daher seinem Vater zum Dienst und Gehorsam verpflichtet. Er wußte, will ich die Ziegen und einst die Kuh von meinem Vater haben, so muß ich, so lange ich daheim bin, meinem Vater helfen, die Schafe, Ziegen und Kühe weiden, das Feld bestellen, mich von ihm schicken lassen, nach seinem Gutdünken, kurz, er war dem Vater zum Gehorsam verpflichtet. Und dann hatte der Vater auch bei der Wahl des Mädchens und bei dem Zeitpunkt des Eingehens der Ehe ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Ging man eigene Wege, so war man hülflos, die Verwandten hielten zum Vater, und selbst die Ziegen und alles sich zu erwerben, das war ein viel zu weit ausschauendes Unternehmen. So war auch hier der Sohn auf den Vater angewiesen und mußte Gehorsam lernen.

Das Geld, die Kultur fing auch hieran zu rütteln. Stolz sagte der junge Wugamann zum Vater: „Ich nehme ein Weib." Und wenn der Vater dagegen sprach, so sagte der Sohn unehrerbietig genug: „Nun, wenn du nicht willst, so beschaffe ich mir Verlobungs- und Heiratsgut selber." Etliche Wochen, Monate Arbeit setzten ihn in Besitz von dem, was er nötig hatte. Wohl ist die Zahl der jungen Schambalamänner, die mit dieser Drohung Ernst machen und mit eisernem Fleiß all das Vielerlei beschaffen, was zur Eingehung und Erhaltung einer Schambalaehe nötig ist, sehr gering, aber die bloße Drohung schüchtert den Vater ein und macht ihn des Sohnes Wünschen willfährig, denen er sonst fest widerstanden hätte. Auch hier durch die neue Zeit, durch die Kultur Lockerung der alten festen Bande, Untergrabung des so notwendigen Gehorsams der Jugend gegen das Alter.

Kommt nun freilich zu dieser Kultur noch die göttliche Weiterbildung, daß der Vater den Sohn verstößt, weil er dem fremden Gott sich gebeugt hat, und daß damit der Vater jede Hülfe bei der Zahlung der Ehegabe abschlägt, dann kommt

Kampf, neuer, bis dahin unbekannter Kampf. Da macht es die Kultur dem Sohne wohl möglich, daß er selbst sich das Nötige erarbeitet, aber es ist dann doch ein harter Kampf: Zuckerrohrwein, Ziegen, Tücher und alles zu erwerben ganz mit eigner Arbeit, und dazu verlangt ja die Ordnung der Gemeinde in Wuga, daß er ein ordentliches Häuschen sein eigen nennt, wenn er die Ehe beginnt, daß seine Felder gut bestellt sind, daß Speise



Alte Schambalakultur (Waffen und Musikinstrumente).

im Hause ist, alles Forderungen, die die alte Zeit nicht kannte, weil für das alles die Verwandten aufkamen. Wo das Christwerden die Verbindung mit den heidnischen Verwandten hat lösen müssen, da erheben sich alle diese neuen Ordnungen nicht als Erleichterungen, sondern als sittliche Forderungen, die persönliche Kraft und Willen erfordern.

Von hier aus verstehen wir es denn auch, warum wir Missionare in Usambara die vielfach so verworfene Sitte des sogenannten Frauenkaufes nicht abschaffen. Die Lösung dieser festen Ordnung der gegenseitigen Verpflichtung der

Familien durch die Ehegaben hätte es bewirkt, daß dem Grundfehler der Schambala, der Unbeständigkeit, von neuem Vorschub geleistet würde. Gerade wo zur Gründung eines Hausstandes so gar sehr wenig gehört in den Bergen Usambaras, war es wichtig, feste Ordnungen, wo sie bestanden, zu behalten, um der Zuchtlosigkeit der Jugend entgegenzutreten. Und im Urteil des Volkes setzte die Zahlung der althergebrachten Morgengabe nicht etwa den Wert der Frau herab, sondern gerade umgekehrt: hörte man davon, daß Ehen eingegangen waren ohne diese gegenseitige Verpflichtung, so war das Urteil sicher, daß damit der Sittenlosigkeit Tür und Tor geöffnet sei. So enthielt diese alte Sitte des sogenannten Frauenkaufes in unserem Volk eine hohe sittliche Kraft: gegenseitige Verantwortlichkeit und Verpflichtung schlossen die Familien und Eheleute zusammen und wehrten dem Geist der Unbotmäßigkeit und Unbeständigkeit. Ja, dieser alte Brauch der Ehegabe verlieh schon manches Mal einer Negerfrau eine sittliche Macht über ihren Mann. War der Mann zu saumselig in der Zahlung der Gabe und kam auch sonst vielleicht seinen Verpflichtungen als Hausherr und Speiseversorger nicht nach, so konnte sie ihm sagen: „Ich gehe mit meinem Kinde zu meinen Eltern, du kannst derweil selbst dich mit Speise und allem versorgen, bis du meinem Vater endlich die Ehegabe gezahlt hast.“ Zahlte der Mann nicht, so mußte er schweigend zusehen, wie die Frau von diesem alten ungeschriebenen Gesetz Gebrauch machte und mit ihrem Kinde zu ihrem Vater zog. Und wollte er etwa darüber klagen, so traf ihn Spott und Hohn, denn man wußte, daß er durch seine Saumseligkeit es sich zugezogen hatte, nun als Junggeselle selbst für sich sorgen zu müssen.

Die innere Freiheit und Kraft der evangelischen Botschaft mußte sich hier überall zeigen, denn nicht zerstören will das Evangelium, was im Volksleben vorhanden ist an alten guten Kräften, sondern nur das Widergöttliche will sie in Göttliches verwandeln. Und da zeigte sich des göttlichen Geistes Wirkung in den Herzen der Heiden gar oft, wie sie zu scheiden wußten zwischen dem, was widergöttlich, heidnisch war und dem, was Volkssitte war. Als ich einst den kleinen Kussa aufforderte, zu den Leichenfeierlichkeiten seines Onkels zu gehen, erwiderte mir der Bursche: „Ich will doch Christ werden und kann da nicht hingehen.“ Er wußte, was ich damals noch nicht wußte, daß die Totenfeierlichkeiten ihn in Verbindung mit den Ahnen, mit dem finsteren Heidentum brachten und fort von Gott. Oder wenn die treue Christenfrau Rebekka in ihrer Not zur Missionarsfrau

kam, ihr ihren kleinen Theodor zeigte und sagte: „Sieh, ich fürchte, die Oberzähne kommen zuerst“ — und solche Kinder sind Unglückskinder und müssen ja im Heidentum getötet werden —, „aber ich kann nun doch nicht seine Kiefer streichen lassen, wie es die Heiden tun mit ihren Zaubersprüchen, ich bin doch eine Christenfrau.“ Und als Tabita acht Tage nach dem Tode ihres Mannes unser Gotteshaus besuchte zum Morgengebet, da hatte sie einen Kampf geführt und einen Sieg erfochten. Sie wollte nicht von einem Bruder des verstorbenen Mannes sich willenlos heiraten lassen, einerlei ob er schon mehrere Frauen hatte oder nicht, und so durchbrach sie frei entschlossen die Sitte, des Toten Haus nicht eher zu verlassen, als bis sie Frau des Verwandten geworden war. Eine Sitte hatte sie gebrochen, aber nicht aus Freude am Zerstören, sondern weil eine höhere sittliche Pflicht sie drängte und nicht, ohne daß sie innerlich gekämpft hatte.

In dieser Freiheit lassen wir dann auch unseren Wugaleuten ihren Brauch, daß Braut und Bräutigam getrennt von einander zum Altar gehen, getrennt aus der Kapelle gehen, und sich jeder für sich von ihren Freundinnen und Freunden in ihr Heim bringen lassen.

Aber noch weiter wirft die neue Zeit ihre Schatten, nicht nur auf die alten Volkssitten, sie erleichternd und sie ihrer Kraft entäußernd, sondern auch auf die alten sittlichen Ordnungen, die im Heidentum gelten. „Stehlen ist schlecht“, das wußte jeder Schambalamann lange, ehe er die Kultur kannte. So schuf er sich rechtliche Bestimmungen, nach denen der Dieb bestraft wurde. Wer den losen Holzklotz, der zum Zeichen, daß der Besitzer die Hütte verlassen hat, vor die Stabtür der Schambalahütte gesteckt wird, entfernt, und aus der Hütte etwas wegnimmt, ist des Einbruchdiebstahls schuldig, und muß drei Rinder bezahlen; wer auf dem Felde etwas nimmt, ein Rind usw. Aber diese Strafen genügten nicht, der Schambala suchte eine weitere Sicherheit gegen die Begehrlichkeit des Nächsten, zumal ja das Bestechungsgeschenk bei den Rechtssitzungen der Alten des Dorfes eine große Rolle spielte. Er suchte diesen Schutz bei seiner Religion. Ein Stab mit einigen trockenen Bananenblattscheiden umwunden am Rande eines Bananenfeldes zeigte dem Vorübergehenden an, daß in dem Felde ein Zauber verborgen eingegraben liege, und dieser Zauber bedrohte mit Tod den, der von dem Felde etwas nähme. Und trat dann etwa ein plötzlicher Todesfall ein, so lautete die schreckenerregende Antwort des Orakels: „Der Zauber jenes Feindes hat ihn ge-

tötet, den er oder einer aus der Familie durch Diebstahl auf dem Felde verletzte."

Jeden Europäer, jeden Topf, jeden Schuh, jeden Nagel des fremden weißen Mannes sah der Neger und so auch der Schambalamann zuerst als von bösem Zauber umgeben an. Wußte der Weiße alles, konnte er alles verfertigen, so kannte er auch unfehlbar jeden Dieb im Lande, und europäische Sachen in seinem Besitz mußten ihm unbedingt den Tod bringen. Aber es war doch verführerisch gewesen, einmal eine solche Kupfermünze, die ja alle einander gleich waren, bei dem fremden weißen Mann mitzunehmen. Er hatte es nicht gemerkt, ja, als man sie ihm am anderen Tage wieder anbot, um etwas dafür von ihm zu erhandeln, da erkannte er sie nicht; also ist er doch kein solch höheres Wesen, wie man dachte, und haben seine Sachen doch keinen bösen Zauber. So war es also ungefährlicher, dem weißen Mann etwas zu stehlen, als untereinander zu stehlen unter dem Druck der heidnischen Religion. Und Krankheit und Tod wurden in der neuen Zeit auch nicht häufiger als sie bis dahin gewesen waren. Was Wunder, wenn nun die jungen stolzen Wugaburschen statt auf dem neuen Weg, dem der Arbeit sich mühsam ihr Geld zu verdienen gar manches Mal den neuen Weg des Stehlens wählten, um den begehrenswerten Besitz in der Hand des Weißen in seine Hand zu bringen.

Unweigerlich mußten diese zerstörenden Mächte der Kultur eintreten, wo sie mit solch ungeheurer Gewalt in die kulturlosen Gefilde Usambaras hineinfielen. Wohl trat neben und über die alte Strafe des Heidentums die neue Strafe der deutschen Regierung mit Kettenstrafe und Schlägen, aber das waren wie schwache Verteidigungsmittel gegen die wilden Mächte der neuen Kultur, die der sittlichen Kräfte entbehrten. So nahm Sittenlosigkeit überall zu auf allen Gebieten, und die schweren Diebstähle, die unsere Städte Daressalam und Tanga in Aufregung versetzten, rückten uns ganz nahe, wo in Mombo die Scharen von Bahn- und Wegearbeitern sich aus allen Stämmen zusammenfanden und innere sittliche Ordnungen völlig fehlten, wo das Alte zusammenfiel und neue sittliche Kräfte von der Kultur nicht gebracht wurden.

Auch der Mohammedanismus mit seinem hohen Ruf der Bildung hielt seinen Einzug in Usambara. Viele fielen ihm zu. Gebildet wollte man ja doch sein und nicht von dem stolzen Küstenmann als Hund angesehen werden. Und neue Amulette gab der Mohammedanismus ja auch, und stahl man, so war

man darum doch kein schlechter Anhänger des Islam. Man galt darum nicht etwa wieder als Ungebildeter, das war man nur, wenn man die religiösen Gebräuche des Islam nicht mitmachte. Von göttlichen Geboten: „Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht lügen“ hatte der Lehrer des Koran, der treu früh und spät sein Gebet am Fluß verrichtete, nichts gesagt. So gab auch der Mohammedanismus keine neue sittlichen Kräfte, wo die Kultur manches vom Alten wankend machte durch ihre neuen Wege.

Freilich, noch war's nicht so, daß etwa das Heidentum der Kultur gegenüber die Waffen gestreckt hätte. Nur hier und da brach die Kultur ein und hatte wohl viel Neues an Stelle des Alten zu setzen, aber keine neuen sittlichen Kräfte. Und noch glich der Baum des Heidentums vor Wugas Toren im ganzen Usambaralande gar wenig einem morschen Baum, der zusammenzubrechen drohte. Nein, fest und knorrig steht der Baum noch da, hebt trotziger denn vorher seine Äste empor und schüttelt sich, wenn der Sturm der Kultur heranbraust, wenn der Wind des Evangeliums in seinen Zweigen säuselt. Die Opferfeste, bei denen den Verstorbenen, den Ahnen, ein Schaf geschlachtet wird, dessen Blut dann das Land entsühnt hat — entsühnt von Krankheit und Not —, halten die Familien, die Landschaften zusammen. Und die Familienfeste, die den Schambala von der Geburt bis zum Tode begleiten, bilden den festen Kern des alten knorrigen Baumes. Kein Kind kann heranwachsen, ohne die Feste der Beschneidung, der Mannbarkeitserklärung mitgemacht zu haben. Keine Ehe kann geschlossen werden, ohne daß Familienfeste mit Zusammenkünften, in denen Unreinheit und Sünde herrschen, für Mann und Frau gefeiert sind. Und da ist der Ansturm der Kultur noch vergeblich gewesen, da wo Sünde zu besiegen ist. Wohl kamen freche Burschen aus der Fremde, von der Küste zurück, warben mit dem erworbenen Gut um Mädchen, träumten sich stolz schon als Ehemänner, — da stellte der Schwiegervater die unerbittliche Forderung: „Nur dann erhältst du meine Tochter, wenn du die alten Familienfeste gefeiert hast.“ Umsonst war Hohn und Stolz der Burschen. Das Heidentum stand da wie eine Macht, wie ein Mann, keiner gab den Burschen seine Tochter ohne die Erfüllung jener Bedingung. Und was wurde? Das Heidentum siegte, die stolzen Burschen beugten sich, traten wieder ein in das feste Gefüge des Heidentums, und stellten sich wie ihre Vorfahren unter die Macht des alten Heidenbaums.

Aber noch eine neue Macht war ja aufgetreten auf dem Kampfplatz vor den Toren Wugas. Das Evangelium von Jesus, dem Heiland der Sünder, von dem gestorbenen und auferstandenen Gottessohn war eingetreten mit dem hohen Anspruch des Meisters: „Siehe, ich mache alles neu!“ Noch ehe es christliche Sitte gab im Lande, noch ehe feste Gemeinden nach göttlicher Ordnung sich fügten, als noch die ersten Wirkungen der frohen Botschaft in



Missionsstation Wuga. (Links das von den Missionaren angelegte Eukalyptuswäldchen).

einzelnen Herzen zu wirken begannen, da hatte es sich schnell gezeigt, daß dieses Neue freilich neue sittliche Kräfte hatte. Vom Stehlen sprachen wir — es war Alexandro Msika —, vom Zauber, der das Stehlen verbot. „Fürchtest du dich vor dem bösen Zauber?“ so lautete die Frage an den jungen Katechumenen. „Nein,“ war die klare Antwort. „Dann stiehlst du jetzt ruhig auf einem Felde, wo du einen Zauber findest?“ so fragte ich weiter. „Nein,“ lautete schnell die Antwort, um jeden Zweifel zu zerstreuen, „nein, Gott will ja nicht, daß ich stehle, und ihm will ich ja nun dienen!“ Da war die sittliche Kraft des

Evangeliums persönlich erfaßt, ehe es christliche Sitte und Anschauung im Lande gab. Und diese Macht, die kann es aufnehmen mit dem knorrigen alten Heidenstamm und mit dem leichten auflösenden Regen der Kultur, freilich nur dann, wenn sie innerlich aufgenommen wird von den stolzen Heidenherzen, wenn sie persönliches Eigentum derer wird, die vor den Toren Wugas eintreten in den Kampf gegen Heidentum, Sünde und eigenes Ich. Nur dann, wenn der einzelne sich innerlich an Gott bindet und von ihm sich die Kraft schenken läßt, glaubend an ihn sich anzuschließen, und in dem Zusammenhang mit ihm den Kampf aufzunehmen gegen Diebstahl, Unreinigkeit und Lüge, nur dann hat das Evangelium die Siegeskräfte.

Aber viel mehr Neues brauste ja über das weltferne Usambara daher. Alles das, ohne das wir modernen Kulturmenschen uns das Leben kaum noch denken können, kam erst langsam, aber dann schnell wie mit Riesenschritten mit der Besitzergreifung von Ostafrika durch das deutsche Reich über das kulturlose Land. Welch ein Umschwung in den wenigen 10, 15 Jahren von den wenigen ersten Missionaren, die sich im Lande niederließen, bis heute, wo Mombo, die Bahnstation der Strecke Tanga-Kilimandjaro, in 19 Kilometer Fahrweg von Wuga zu erreichen ist. Reit- und Fahrwege durchziehen das Land, zu Esel, Pferd und streckenweise zu Wagen kann man durchs Land reisen; Wagen, Pflug, Rad, Telegraph, Telephon sind dem alten Wugamann nichts Fremdes mehr. Schrotmühlen, Kaffeepulper, Dreschmaschinen weiß er weniger oder mehr selbständig zu bedienen, das Geheimnis des Briefes, das ihm einst wie ein Zauber erschien, durch den der weiße Mann sich Geld, Waren, Speise, und was er wünschte, beschaffen kann, ist ihm gelöst, er liest und schreibt, und weiß, daß ihm diese Kunst zu besser besoldeten Stellen verhilft. Ja, mancher ist schon in die Reihen der schwarzen Soldaten, der Askaris, eingetreten als Söldner, als Polizeisoldat, vor denen man vor wenig Jahren noch davon eilte als wären es fremde Wesen. Und dies alles brachte der weiße Mann, er verstand alles, er konnte alles.

Aber dann freilich war in diesen gewaltigen, erdrückenden Strom der Kultur mit all ihren Errungenschaften, die den Ruhm des Weißen über alles Menschliche hinüberzutragen geneigt war, ganz leise und langsam und heimlich etwas anderes mit eingedrungen. „Der weiße Mann stirbt wie wir," so hatte man mit Augen gesehen; „der weiße Mann betrügt," so behauptete dieser und jener erfahren zu haben; „der

weiße Mann stiehlt," so erzählten die klugen Fremden von der Küste, sie hatten einen im Gefängnis gesehen; „Der weiße Mann hält sein Wort nicht, er lügt wie wir," so wollte mancher aus eigener Erfahrung wissen; „der weiße Mann ist jähzornig," ja, das wußten sie alle zu bezeugen, die bei Europäern gearbeitet hatten. „Daß wir uns nicht im Zaum halten können und jähzornig sind, das wissen wir, und das wundert uns nicht, wir stehen ja so tief, aber er, der weiße Mann, der alles kann, der kann das auch nicht, sich selbst in Zucht nehmen, sich selbst beherrschen." Und noch viel Schmutzigeres sah der Schambalamann vom weißen Mann. „Wie ist es möglich," so fragte einst ein alter Heidenmann, dem das Evangelium völlig fremd war, „wie ist es möglich, daß deine Brüder, die Weißen, öffentlich das tun, was wir für schändlich halten und heimlich tun?"

Und da merkte es der Heide: alles, was die Weißen gebracht haben, die Eisenbahnen und Wege, die Maschinen und das Dynamit, dessen Macht er geschaut, als gewaltige Felsmassen von den Bergen sprangen und einer Straße für den weißen Mann Bahn machen mußten, das Geld und die ganze neue Zeit ließen den klugen Weißen völlig wehr- und machtlos der Macht des Bösen und des Schlechten gegenüber stehen, gegen das der kulturlose Heide sich Zäune und Hecken in seiner guten alten Sitte und seinem Zauber gebaut hatte. „Vergeblich," so seufzt er zwar manchesmal, aber das zeigte ihm die neue Zeit klar, die Kultur hilft ihm da auch nicht weiter. Der Schambala sieht es mit eigenen Augen, all das Neue mit seinen gewaltigen Kräften und Bewegungen, mit seinen Annehmlichkeiten und Freuden, mit der Klugheit und Überlegenheit des weißen Mannes auf allen Gebieten, all die Errungenschaften der Kultur reißen nicht einen einzigen Menschen aus dem Bereich der eignen Schwäche, der Sünde, heraus.

Und da erwächst nun für unser deutsches Volk die ungeheure Aufgabe. Mit Freuden sehen wir es, wie unser deutsches Volk mehr und mehr ein Kolonialvolk wird, wie der Blick weiter wird, wie es kühner wird, wie Kapital in die Kolonien gesteckt wird, wie Bahnen und Wege gebaut werden, wie Plantagen und Ansiedler den Straßen vorangehen und nachfolgen, kurz, wie frisches Leben in den alten toten Koloß Afrika hineinfährt, aber nur dann bringt Deutschland seine Kulturaufgabe zur Vollendung, wenn es zu all dem Neuen, was es dem fremden Erdteil bringt, sein Bestes, die Macht des Evangeliums hinausbringt in seine Kolonialvölker, die Macht, die es jedem ermöglicht

nicht willenlos sich von den fremden Mächten dahintreiben zu lassen, sondern den Kampf gegen das Böse, gegen die Sünde in und um sich siegreich aufzunehmen. Und die Macht ist der gekreuzigte und auferstandene Heiland.

Der Boden wankt.

Eines Morgens stand ich mit dem jungen Christen Jakobus Kibuana in der Tischlerwerkstatt an der Arbeit. Plötzlich war es, als ob alles um uns schwebte und sich bewegte: die Sägen, die Lampe, die Werkzeuge, alles schien sich zu bewegen. „Es ist ein Erdbeben", sagte ruhig der Tischlerlehrling. „Ein Kilindi, einer aus dem Geschlecht der Häuptlinge Wugas, ist gestorben", so hieß es im Lande ringsum. — Manchen solchen Erdstoß haben wir erlebt in Deutsch-Ostafrika, bald stärker, bald schwächer, wo alles unter uns und um uns zu schwanken schien.

Solch heftige Stöße kamen auch in die kleine Gemeinde vor den Toren Wugas. Wie ein Triumphgeschrei klang es uns einmal entgegen, als wir von einer Konferenz in Hohenfriedeberg zurückkehrten. Deine Christen sündigen auch, sie haben ein heidnisches Fest mitgemacht. Daß das ein Christ nicht konnte, nicht durfte, daran war den Heiden kein Zweifel. — Es war so. Simeon, der Gemeindeälteste der ersten Zeit, und Barnabas Tifili hatten nicht die Kraft gehabt, der Versuchung zu widerstehen, das heidnische Fest für wertlos und ihren Gott für kraftvoll und lebendig zu halten. Ihre Verbindung mit Gott war gelöst, weil der Mut des Bekenntnisses der Schuld fehlte. Noch wohnte Simeon weiter dort unten im Christendorf Miombo bei seinen Schwägern. Aber das Heilige war ihm unheilig geworden, er spottete, wenn die Christen beteten. In ernster Beratung versammelten sich die Christen, und das Wort des Apostels Paulus 1. Kor. 5, 11 fand Verständnis in der Gemeinde. Aber werden sie selbst, die Verwandten, den Mut haben, ihrem Schwager zu sagen: „Wir wollen nicht, daß du mit uns ißt?" Ohne das war es umsonst. Aber von der Heiligkeit des göttlichen Willens durchdrungen, hatten sie den Mut, ihren Schwager von ihrer Tischgemeinschaft auszuschließen. Und nicht lange dauerte es, da zog Simeon durch seine Sünde innerlich gelöst von der Gemeinde auch äußerlich fort, hinüber ins alte Wuga.

Wieder erzitterte das Land. Noa, der alles Land an Länge überragende von der Gemeinde zum Ältesten gewählte Christ, dem es so schwer geworden, es sich sagen zu lassen, daß er als Aufseher nicht das Recht habe, die Pfeife im Munde zu führen und selbst zu ruhen, hatte den Kampf gegen die eigene Lust zu führen aufgegeben. Zu seiner christlichen Frau hatte er eine zweite, eine heidnische Frau, genommen. Auch er zog ins alte Heidendorf Wuga, die Feste des Heidentums dort zu stärken. „Dein Wort ist wahr", so sagte er mir nach langer Zeit, als ich ihn aufsuchte, „aber ich kann mich noch nicht entschließen, mich wieder darunter zu beugen. Frieden habe ich nicht, aber ich kann noch nicht wieder umkehren." Wie schlugen die niedliche kleine Luise und Emilie ihre Augen nieder, als sie mitmußten, hinüber ins Heidendorf; o wie gerne wären sie unter dem Schall der Lieder des Jesus geblieben, der ja auch sie liebte. Aber sie mußten mit ins Heidentum.

Weiter schwankte der Boden. Es war in der Zeit, als das Neue, die Kultur, mit Ungestüm hereinstürmte, als das Geld und die vielen Versuchungen so nahe herandrangen, ja als bei diesem und jenem die erste Liebe erkaltete, da kam eines Morgens die Nachricht: „Zacharias ist gestorben." Er war fortgegangen, um Geld zu verdienen; das Fieber hatte ihn unten in Mombo gepackt, krank wurde er aus der Steppe in die Berge getragen, und am nächsten Morgen kam die Trauerbotschaft: „Zacharias ist tot." Und Enea, ein Wugajunge, der so tapfer gekämpft hatte gegen den Stolz im eignen Herzen, gegen die böse Lust, im Unmut war er davongegangen, an der Bahn dort unten im fieberreichen Korogwe hatte er gearbeitet, um Geld, mehr Geld zu verdienen, bis er todesmatt in die Berge, in die Heimat, geführt wurde, und im lieblichen Tal von Kwamkonde den letzten Seufzer ausstieß. Ob sie ihm Frieden rauschten, die alten Bananen über seinem Grab?

Wie viel hatte Barnabas Tifili gekämpft, gerungen, gesiegt. Und doch eine alte Sünde konnte er nicht bekennen, bis ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Lager in die Feldhütte warf, und er Frieden in Jesu Blut suchte. Aber es war so schwer, zu glauben, wirklich allein zu glauben. Eine erneute Lungenentzündung hatte in dem Christendorf Mangula seinem Leben ein Ende gemacht. Zagend hatte der Gemeindeälteste Moses Mbuguni ihn in der letzten Not gefragt: „Barnabas, hältst du dich ganz allein an Jesus Christus?" War er zu schwach, eine Antwort zu geben, oder lag doch etwas zwischen

ihm und seinem Gott? — Er gab keine Antwort mehr. — Als am Morgen Moses ihm das Sterbetuch umgürtete, da fand er um den Leib des Toten eine Schnur gebunden; eine Zauberschnur war es, das wußte er, und diese Zauberschnur, die hatte den Sterbenden wieder an die Ahnen gebunden, daß die helfen sollten in des Leibes Not. Ob auch die Seele gebunden war, völlig gebunden an den Fürsten der Finsternis, von dem er einst trutzig im Glauben den Abschied genommen hatte?

Filipo Lukuta, der Fröhliche unter der Schar der Erstlinge Wugas, stand als Lehrer, ja als Evangelist, mit der Botschaft seines Heilands hoch oben vor den Toren von Gale. Die böse Lust zog ihn in den Schmutz hinunter, er kämpfte, aber er gab der Sünde nicht rein den Abschied, und so kam der Tag, wo er eine zweite Frau nahm und hinüberzog ins Feldlager des Heidentums. Jahre vergingen, er bat mich, in seinem Gehöft den Heiden mit ihm zu predigen, er suchte Anknüpfung, aber noch kann er nicht durchschneiden, es ist ihm zu schwer, nun rein und klar die zweite Frau wieder von sich zu tun.

Und der Erstling selbst, Jakobo Kibuana? Er steht auch nicht mehr in der Schar derer, die mutig für Jesum kämpfen. Wie manchesmal hat er herzerquickend die Heiden gemahnt, der Sünde den Abschied zu geben und dem Heiland sich zu ergeben, bei dem er Leben gefunden. Wie eine feindliche Macht war es über ihn gekommen, fort, fort von Gott. Friedlos, freudlos lebt auch er jetzt: fremd den Heiden, fremd den Christen!

So wankt der Boden überall; ob alles zusammenbricht? Mancher Seufzer ist aufgestiegen aus der Schar der Getreuen. „Herr, erweise dich als der starke Gott", so ist es flehend aufgestiegen aus manchem Herzen, wenn die kleine Schar sich zusammenfand vor dem Angesicht ihres Gottes, wenn sie einsam vor ihrem Gott sich beugten.

Verloren und wieder gefunden.

Es war im Jahre 1899. Die erste Heidenfrau hatte es gewagt, ihrem Manne zu folgen, der ein Mann Gottes werden wollte. Da kam der Sturm des Heidentums. Leise kamen die Mutter und die Tanten und redeten der jungen Frau freundlich zu, doch nicht den Schritt ins Ungewisse zu tun, sondern wieder umzukehren auf den festen, ihnen allen wohl vertrauten Boden des Heidentums. Umsonst, die junge Frau hörte nicht auf sie. Sie drängten weiter. Der Vater kam, er drohte, er

schalt; von „Totenopfer für sie bringen“ ließ er etwas fallen, als ob für sie, die junge kräftige Frau, wie für eine Tote die Totenopfer gebracht werden müßten. Umsonst, die Frau blieb fest. Dann kamen sie eines Abends im Dunkel der Nacht wie ein Sturmesbrausen heran. Lautes Stimmengewirr rief uns hinaus. Der Vater, die Brüder, eine Schar Freunde und Verwandte hatten die Frau in ihre Mitte genommen und zogen sie davon. Vergeblich war ihr und ihres Mannes Widerspruch. Eingeschüchtert stand die junge Frau da. „Nun, dann stirb hier bei dem fremden weißen Mann, wir bringen dir dann nicht die Opfer, die dir den Eingang ins Totenreich erschließen“, Flüche und Verwünschungen fielen auf sie ein.

Gerade zur rechten Zeit traten wir dazwischen. Es wurde still, nur wie ein dumpfes Murmeln von Flüchen ging es durch die Heidenschar. Für Recht und Gerechtigkeit ist der Neger immer offen. „Gewalt ist nicht am Platze, es muß Ordnung im Lande herrschen. Wir haben die Frau nicht mit Gewalt hergeholt, das wißt ihr, so könnt ihr sie auch nicht mit Gewalt fortrauben. Selbständig ist sie gekommen, so mag sie selbst entscheiden, wohin sie will. Wir wollen sie hier öffentlich fragen: Entscheidet sie sich für euch, so geht sie mit euch; entscheidet sie sich für unseren lebendigen Gott, so bleibt sie hier.“ „Kilindi,“ so lautete die Frage, „willst du mit den Deinen ins Heidentum zurückgehen, so steht es dir frei. Willst du unserem Gott folgen, so können sie dich nicht mit Gewalt fortholen. Entscheide dich!“ Die Stimme des Missionars bebte; wird sie den Mut haben, sie, die erst so wenig von Gott weiß, und vielleicht noch gar nichts von ihm erfahren hat, wird sie es wagen, dem Sturm der Verwandten Trotz zu bieten? — Und um den Missionar stand das Häuflein junger schwarzer Christenburschen mit Seufzen im Herzen: „Herr, hilf der Frau!“ Dann kam es ganz leise von den Lippen der jungen Frau: „Sikunda — ich will nicht mit ihnen.“ Ein großer Sieg war errungen. Die Heiden stürmten fluchend ins Tal hinab, die kleine Schar schwarzer Christen war um eine Erfahrung der Hilfe Gottes reicher.

Jahre waren vergangen. Im Dörfchen Kiumbageni, d. h. „Fremdenhort“, wohnten Paulo und Lydia mit ihrem Otto und dem kleinen Muhina, „dem Jünger“, und der kleinen Lea. Es war ein fleißiges Ehepaar. Wie manchesmal, wenn ich des Morgens vor Tagesanbruch ins Land hinausritt, traf ich Paulo und Lydia schon mit der Hacke in der Hand auf ihren Feldern am Abhang

des Tals. Und klang dann von dem Kirchlein her das Glöcklein hinein ins Tal, dann legten die zwei schnell ihre Hacken beiseite und eilten hinauf ins Haus Gottes, um durch sein Wort sich Kraft zu holen für den Kampf des täglichen Lebens. Als der älteste Sohn Otto heranwuchs, da näherten sich die heidnischen Verwandten wieder. Der Streit sollte vergessen sein. Kommt doch und laßt für euren Otto das Be-



Paulo Mueta mit Familie.

schneidungsfest feiern. Ein Unglück muß es ja sonst geben in der Familie, und weiterer Kindersegen muß dem Hause versagt bleiben. So sagt es die Erfahrung des Volkes von alters her. Da galt es kämpfen und beten in der dunklen Hütte im „Fremdenhort“. Und was das hieß, daß der Otto in einem Christendorf aufgewachsen war, das wurde dem Vater klar, als ein Heidenjunge vorüberging und dem Otto ein böses Wort zurief, da fragte der kleine Otto ganz unschuldig den Vater. „Vater, was hieß ....?“ Er kannte das Wort nicht, das jedes Heidenkind täglich im Munde führte.

Lange war es so gewesen. Zum Gemeindeältesten war Paulo gewählt. Da zogen Wölkchen durchs Tal. Es schien nicht mehr so sonnig zu sein im Fremdenhort, man traf die zwei nicht mehr so oft bei der Arbeit. Einmal war Paulo etliche Wochen fort, Geld hatte er anderswo verdienen wollen, aber er kam ohne Geld heim. Seine alte Mutter war zu ihnen gezogen. Es war recht, daß der Sohn für die Mutter sorgte, und doch, werden sie dem starren Heidentum der alten Frau widerstehen können? Wird der Glaube siegen oder die Erfahrung des alten Heidentums? Seltener sah man den Paulo und die Lydia zu Gottes Wort kommen, seltener des Sonntags, wenn die Christen ihrem Herrn Jubellieder sangen; „es paßte nicht, wir konnten nicht, wir hatten unsere Tücher nicht gewaschen“, oder was das alte Herz vorschob.

Eines Tages klang Totengeheul vom Fremdenhort herauf; das Heidentum hatte gesiegt. Die alte Mutter war gestorben, und nach Heidenart stimmte man im Christendorf das Klagegeschrei an, als ob man keine Hoffnung hätte. Alles Mahnen, Bitten, Strafen war umsonst. — Wie war es einst des Otto Freude gewesen, des Sonntags mit den andern kleinen Christenkindern bei der Missionarsfrau zu singen und zu beten. Jetzt waren die Lippen geschlossen, oder ein spöttischer Zug glitt über die Lippen dessen, für den der Vater so manches Mal gedankt hatte, daß er so rein bewahrt geblieben war. Eines Tages war das Tal leer. Paulo und Lydia waren mit ihren Kindern fortgezogen in ein Heidendorf. Und nun stürzten sie sich hinein in den Taumel des Heidentums. Was sie für Otto so lange nicht hatten tun wollen, schnell war es jetzt geschehen, nun war er ein Junge wie alle seine Altersgenossen, ein Wugajunge, wie sie alle. Im Schmutz der heidnischen Feste war Otto mit Vater und Mutter jetzt heimisch.

Monate waren vergangen. Wegen Hehlerei war Paulo auf dem Kaiserlichen Bezirksamt Wilhelmstal zu Kettenstrafe verurteilt. Seine Frau lag mit den Kindern nicht weit von Mombo krank in einer Feldhütte. Einmal besuchte ich sie dort. Mühsam richtete sich die abgezehrte Frau von ihrer Pritsche auf und tat einige Blätter in den kleinen Tontopf auf den drei Herdsteinen neben dem Lager. Das sollte die Speise sein für sich und die Kleinen; es war Teuerung im Lande, und ihre Felder hatten sie ja verkauft. Ich sprach von dem Heiland, der helfen kann, der uns lösen kann von der Last der Sünde. „Ich will umkehren, ich will zurück zu ihm“, so

hauchte die Kranke. Aber wie Hohn flog es über das Gesicht ihres Sohnes. „Du willst zurück? Du kannst ja nicht, wir sind ja gebunden im Heidentum.“

Nach etlichen Wochen kam ein trauriger Zug auf die Missionsstation. Es war Lydia mit ihren Kindern, von dem Gemeindeältesten Moses geleitet; die Kinder verhungert und zerlumpt. Es dauerte Wochen, bis die Mutter wieder so weit gekräftigt war, daß sie selbst ihren Kindern ihre Speise kochen konnte. Still tat sie ihre Arbeit und lauschte Gottes Wort. „Was hatte sie hergeführt?“ „Die Not des Leibes“, so dachte ich.

Eines Abends trat ein junger Mann bei mir ein, völlig in Lumpen. Ein kurzes scheues Wort sagte er. „Nisauja“, so hieß es, „ich bin zurückgekehrt.“ Wir sprachen nicht viel mit einander. Was half hier Reden? Es war ja Paulo. Ihn mochte ebenso der Hunger getrieben haben.

Als Wäscher und Plätter hatte Paulo einst seinen Dienst getan; am nächsten Morgen stand er als einfacher Arbeiter in der Reihe am Wegebau. Eifrig kam das junge Ehepaar zu Gottes Wort. Am Sonntag freilich traten sie nicht mit den Christen ein, in deren Gemeinschaft gehörten sie ja nicht mehr; unter denen, die Gott suchen wollten, saßen sie als „Hörende“. Als der Paulo sich ein neues Stück Stoff erarbeitet hatte, stand er eines Abends wieder in meinem Zimmer. „Nisauja,“ so begann er, „habe ich dir gesagt, ich bin zurückgekehrt. Aber nicht, wie du denken magst, zu dir, zur Station, um Geld oder Speise, nein, ich bin zu meinem Gott zurückgekommen.“ „Als ich damals fortging,“ so berichtete er, „da war ich fest entschlossen, nie wiederzukehren. Darum verkaufte ich meine Felder und Bananenhaine hier in der Nähe. Ich wollte fort, fort von Gott, und nichts sollte mich zurückziehen. Alle Feste der Heiden suchten wir auf, stürzten uns in den Taumel der Sünde des Heidentums. Keine Sünde des Heidentums, die es gibt, habe ich ungetan gelassen: Diebstahl, Ehebruch, Unreinigkeit, Lüge, alles habe ich getan. Ich wollte ganz der Sünde dienen, der Lust. Und ich wußte, du hattest keine Macht mich zurückzuziehen. Aber da kam eine Macht über mich, die mich packte. Gottes Geist kam, und trieb mich zurück, gegen meinen Willen mußte ich kommen, und mich beugen. Darum bin ich zurückgekehrt, um wieder Frieden, Gemeinschaft mit Gott zu haben.“

Und dann kam auch die Lydia. „Du dachtest, ich wäre gekommen, um der Not des Hungers willen, als ich damals

hierher kam. Nein, der Hunger hat mich nicht getrieben; meine Verwandten hätten mir geholfen, ich kam, weil ich zurück mußte zu dem lebendigen Heiland." Als nach Wochen die schwarze Gemeinde wieder einmal zum Mahl des Herrn geladen war, da fragten die Ältesten: „Sollen Paulo und Lydia nicht mitgehen?" „Wir wollen sehen, ob sie Hunger haben und bitten." Und sie kamen und baten: „Dürfen wir nicht wieder zusammen mit der Gemeinde uns Kraft und Vergebung schenken lassen im Mahl des Herrn?" Als dann die Gemeinde sich zur Beichte versammelte, da traten Paulo und seine Frau als arme Sünder vor die Gemeinde und ließen sie hineinschauen in den Schmutz der Sünde, der sie sich ergeben, und baten wieder aufgenommen werden zu dürfen in die Gemeinde, der sie so schweres Ärgernis gegeben hatten. Der gute Hirte hatte die verlorenen Schafe wieder gefunden!

Freilich bitterer Kampf durchzitterte noch lange das Haus des Paulo. Otto, einst des Vaters Freude, gehorsam und fromm, stand nun unter dem Fluch der Sünde seiner Eltern. Nun war ihm nichts mehr heilig. Was ihm einst heilig gewesen, hatte er ja die Eltern mit Füßen treten sehen, und nun gab es für ihn nichts Heiliges mehr. O, wie viele Seufzer hat er der Mutter ausgepreßt, und immer wieder hieß es bei der Mutter: „Ich bin Schuld daran!" Glaubst du an die Vergebung der Sünden?

Knaben- und Mädchenerziehung.

„Die weißen Männer lieben die Kinder", das war das erste Urteil, das die Schambala sich über die fremden Missionare bildeten. Es stimmte mit dem, was man unten in der Steppe über die englischen Missionare sagte, die in Magila und Korogwe mit den vielen Schulen in der Steppe des Segulalandes arbeiteten. Gott hatte es so geführt, daß zu Anfang auf allen unseren Missionsstationen Knaben die ersten waren, die sich den Missionaren anschlossen, und daß aus denen die ersten kamen, die sich entschlossen, Gott zu folgen. Gewiß, etwas Großes wäre es gewesen, wenn zuerst die Männer Wugas gekommen wären, die Führer des Landes, die Klugen des Rats, und die Bande des Heidentums klar und frei zerschnitten hätten. Aber als nun die Knaben kamen, sollten wir da wie die Jünger auffahren und sie abweisen? Mußten wir nicht die, die uns Gott als Suchende zuführte, annehmen und sie zum Heiland führen,

auch wenn es Knaben waren? Wenn der Meister vor Jerusalem den Preis der Kinder annahm und sich dessen freute, sollten wir die Negerkinder ihm nicht ihres Herzens Lobpreis bringen lassen? Wir haben es ja schon gesehen, wie mancher Kampf in solch jungen Negerherzen gekämpft, wie mancher Sieg errungen wurde, und wir haben auch schon gemerkt, daß der Schambalaknabe schon früh selbständig ist und selbständig Vater und Mutter verläßt und eigne Wege geht. Und so kam es, daß diese selbständigen Schambalaknaben die ersten waren, und — die Herzen der Väter sich bekehrten zu den Herzen der Kinder. Und wenn erste letzte wurden, so ist das nichts anderes, als was unser Herr vorausgesehen und vorausgesagt hat. Als dann die Volksgemeinde entstand, als sich die Familien in den Christendörfchen zusammenscharten rings um das Gotteshaus auf dem Hügel vor den Toren Wugas, da war es möglich, daß die Knaben nicht mehr Unterkunft und Anschluß bei dem Missionar suchen mußten. Die Knaben und Burschen, die ein Sehnen empfanden nach dem göttlichen Leben, nach einem lebendigen Gott, und doch daheim von Vater und Mutter gehindert wurden, dieses Lebenswort zu hören, konnten nun zu den christlichen Familien ziehen und von da aus ungehindert die Schule besuchen und Gottes Wort hören. So war der Tag gekommen, an dem mit den Männern der Gemeinde hierüber beraten wurde und beschlossen: fortan Knaben und Burschen nicht mehr auf der Missionsstation aufzunehmen, sondern sie in die Christenfamilien zu verweisen. So war die Aufgabe der Erziehung und der Zucht der männlichen Jugend der jungen Gemeinde selbst übergeben. Daß von wirklicher christlicher Zucht in einer jungen Negergemeinde noch nicht viel die Rede sein konnte, wußten wir, aber neue Aufgaben stärken die Kraft.

Hatten wir damit die Sorge für die männliche Jugend mehr der Gemeinde übertragen, so stellte die weibliche Jugend uns wieder neue Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen konnten. Die alte Mambasi „Tochter der Barmherzigkeit" hatte uns einst als erste ihre Tochter gebracht mit den Worten: „Hier ist mein Kind, erzieht es." Was hatte sie dazu getrieben? Elf Kinder hatte sie gehabt, alle waren sie dahin gestorben, ihr letztes, ihr ein und alles, war ihre Magdalena. Alles hatte sie für sie getan, was ein Heide tun kann, um sein Kind zu erhalten: Opfer waren dargebracht für die Tochter, die Familienfeste waren gefeiert, aber das war bei den andern Kindern ja auch geschehen, und doch waren sie hoffnungslos gestorben, verdorben. Oft hatte

uns die alte Mambasi beobachtet, sie hatte oft sich Arznei geben lassen und unsere Geduld oft auf eine harte Probe gestellt. Sie kam nicht, wenn die anderen kamen, nein, wenn es ihr gefiel und wenn es uns nicht paßte, und ob sie abgewiesen wurde, durch unentwegtes Bitten wußte sie ihren Zweck zu erreichen. Wir mußten also wohl die Probe auf unsere Geduld bestanden haben, denn eines Tages brachte sie uns ihre Tochter mit obigen Worten. Wir sollten sie unter dem Schall des Wortes Gottes aufziehen. Magdalena besuchte die Schule, sang des Morgens und Abends mit uns die Lieder vom Heiland, lernte so manchen Psalm und manchen Spruch, hörte die Geschichten der Bibel und erhielt für ihre Arbeit Essen und hie und da ein neues Lendentuch, wenn das alte verbraucht war. Das alles beobachtete die alte Mambasi bei ihren häufigen Besuchen. Ob sie das weitere auch beobachtete? Kurz, es kam der Tag, wo Magdalena kam und bat, in Gottes Wort besonderen Unterricht zu erhalten, um eine Christin zu werden. Sie war nicht allein geblieben, andere Mädchen hatten gleiche Wünsche herzugeführt, und so war die neue Aufgabe unter der Hand erwachsen: Heiden- und Christenmädchen zu erziehen. Es hatte sich herausgestellt, daß es ihnen zu Hause in den Heidendörfern unmöglich war, Gottes Wort zu folgen. Auf jede Weise wurden ihnen von den Verwandten Hindernisse in den Weg gelegt, und gar manches Mal wurde ein Mädchen schnell an einen Heiden verheiratet, wenn der Vater fürchten zu müssen glaubte, daß die Tochter dem Christentum sich nähern wollte. Und damit wußte man, daß ihr der Weg zum Christentum abgeschnitten war. Und da das Schambalamädchen nicht die Bewegungsfreiheit hat, wie der Schambalabursche, so war es für ein Mädchen nur möglich, Gottes Wort zu hören, wenn sie auf der Missionsstation Aufnahme und auch Schutz gegen ungerechte Forderungen der Eltern fand.

Die Mädchen sollten nicht europäisch erzogen werden, sondern sie sollten bleiben, was sie waren: eingeborene Töchter des Volkes, die dereinst den Christenburschen Frauen werden konnten, die nicht über ihre Verhältnisse erzogen waren, sondern einfache Schambalamädchen geblieben waren. Daß sie manches dabei lernten an Ordnung, Sauberkeit, Gehorsam u. a. ergibt sich von selbst, aber es war besonders wichtig, sie nicht aus dem Volk herauszureißen. Und es kam wohl des öfteren vor, daß ein Mädchen zu uns kam, bei uns wohnte, aber wenn es dann merkte, daß die Arbeit die gleiche war, wie daheim, daß es galt

zu fegen, zu kochen, zu ackern, Holz und Wasser zu holen und dazu noch gehorsam sich in die Ordnung zu fügen und die Schule zu besuchen, so ging sie wieder ihrer Wege, und mancher hat sich gewundert, daß wir sie wieder ihrer Wege gehen ließen. Freilich, das verlangten wir, daß sie sich von uns verabschiedeten, sonst wurden sie wieder gesucht, erhielten ihre Strafe und konnten dann, nachdem sie ihren Wunsch fortzugehen, ausgesprochen hatten,



Stationsmädchen bei der Arbeit.

gehen. Da hat es manchen Kampf gegeben zwischen dem eignen Willen und dem Gehorsam; ob es mehr wert war, dieses wunderbare, die Herzen bewegende Wort des Missionars oder das eigene Herz, das der Schambala bei allen Gelegenheiten fragen muß. Von wie vielen solchen Kämpfen und Siegen wußten die Bretter, auf denen die Mädchen in dem Mädchenheim des Nachts lagen, zu sagen. Und es ist dann immer so gekommen, daß bald diese, bald jene gekommen ist mit dem Herzenswunsch: „Ich möchte mehr, als bloß essen und trinken, lesen und arbeiten, ich möchte mehr: nämlich euren Jesus als meinen Herrn!“

Und wie wichtig es war im Blick auf die jungen Burschen, daß auch gerade Mädchen kamen, zeigte sich schon bald. Die jungen Burschen fanden keine Bräute unter den Heiden. Wohl fanden sie Mädchen, die bereit waren, ihnen zu folgen, aber die Eltern verlangten von dem jungen Mann ohne weiteres volles Zurücktreten ins Heidentum. Zweimal fand Elieser ein Mädchen, das ihm folgen wollte, auch wo er ein Christ war, aber zogen sie dann zum Vater, so lautete die Bedingung unumstößlich: „Erst feire das Familienfest mit und binde dich damit wieder ans Heidentum, dann kannst du die Tochter haben.“ Und als Elieser fest widerstand: „Das kann ich nicht, das will ich nicht“, da mußte er weiter suchen. Da war es wichtig, daß Gott auf den Stationen Mädchen zusammen geführt hatte, denen Gott die Hauptsache im Leben geworden war, und die dann zusammen mit den jungen Männern den Kampf gegen die heidnischen Ordnungen und Bräuche zu führen entschlossen waren.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo wir auch die Mädchen der Gemeinde zur Erziehung überweisen. „Es ist zu schwer für uns,“ sagte mir einst der Gemeindeälteste Moses, „die Mädchen zu hüten, wo wir die fremden Knaben schon in unseren Dörfern haben; die mußt du hüten.“ Von viel Kampf, viel Not, viel Verzagen, viel Gebet, viel Freude wissen alle die zu sagen, die mit geholfen haben an dieser Aufgabe der Erziehung der Jugend Wugas, die Gott uns auferlegt hat. Und wenn wir manchesmal verzagen wollten, weil so viel Not und so viel Sünde immer wieder durchbrach, so wollen wir geduldig und fröhlich die Arbeit weiter tun, die Er uns zu tun gewiesen hat.

Allerlei Hülfskräfte.

Mancherlei Wechsel in der Besetzung der Station haben die Jahre gebracht. Nachdem 1898 Missionar Lang Heinrich mit meiner Schwester als Frau aus Deutschland zurückgekehrt war, trat Missionar Rösler mit seiner Frau jung in die Arbeit ein; mich führte der Urlaub 1900 fort und erst Ende 1902 kehrte ich nach Arbeits- und Krankheitsnöten in Usaramo und Daressalam wieder in die alte Arbeit zurück. Für die Landwirtschaft war Diakon Hassel zur Hülfe gekommen, den schweres

Schwarzwasserfieber nach vier Jahren in die Heimat zurücktrieb. Da waren Pflug und Egge, Wagen und Ochsengespann etwas Bekanntes im Lande geworden, und noch klingen die Treiberrufe, die er die Fahrer und Pflüger gelehrt, auf den Wegen und über die Felder. Auch weibliche Hülfskräfte waren gekommen für Kranke und für die Schule, aber sie waren auch



Kirche und Wohnhaus von Miss. Gleiß.

wieder gegangen. Anfang 1903 hatte Missionar Lang Heinrich weiter nach Süden die neue Station Bungu gegründet.

Mit Missionar Rösler und seiner Frau war noch eine neue Hülfskraft anderer Art eingetreten in die Arbeit. In unserem Türmchen, das ja nur elf Meter hoch war, hatte eine Glocke gehangen. Einst hatte sie auf dem Bahnhof in Munkmarsch auf Sylt die Säumigen zur Eile gemahnt, wenn der Zug abfahren wollte. Sie hatte wie so mancher der alten Seebären von Sylt, freilich nicht als Kapitän, sondern als Frachtstück die Reise übers Meer gemacht und war uns zur Hülfe

gesandt: die Heiden zu rufen zur Arbeit und zum Wort Gottes. „Es summt, wie Bienen summen", so sagten die Wugaleute, als sie zum ersten Male das Läuten des Glöckleins hörten. Sie hatte eine wichtigere Arbeit jetzt als in ihrer Jugend: die Heiden zu rufen, daß sie den rechten Zug zu der Stadt mit den goldenen Gassen nicht versäumten. War ihr die Arbeit zu schwer? War sie zu alt? Kurz, sie zerbarst, und ihr Ruf ward heiser und leise.

Noch ehe wir um neue Hülfe recht gebeten hatten, hatten die Kinder des Kindergottesdienstes in Misdroy gesammelt und in Lübeck eine neue Glocke gießen lassen. „Die weißen Kinder den schwarzen Kindern", so stand darauf mit ehernen Buchstaben geschrieben. Sie war mit auf dem Schiff gewesen, das Missionar Rösler zu uns brachte, sie sollte mit helfen der Not vor den Toren Wugas wehren. Vier starke Männer sollten sie durch die Steppe hinauf nach Wuga tragen. Die Kunde kam, daß die Glocke kommen sollte, aber sie kam nicht. Jakobo träumte, er habe eine Glocke gesehen mit einer ganz kleinen Zunge, so nannten die Neger den Klöppel; aber sie kam nicht. Gar oft hieß es, wenn Träger drüben an den Hütten Wugas sichtbar wurden: „Da kommt sie", nämlich die Glocke, aber immer war es ein Irrtum; sie kam nicht. Endlich kamen drei jener starken Träger; aber die Glocke brachten sie nicht. „Habt ihr die Glocke nicht?" „Nein," so erzählten sie fröhlich, „die Glocke war uns zu schwer, wir haben sie getragen, aber dann wurde sie gar zu schwer, und da haben wir sie drei Tage von hier dort ferne in der Steppe liegen lassen, unseren einen Genossen haben wir zur Wacht bei ihr gelassen, um Hülfe zu holen, die große Glocke heraufzutragen."

Mit zwei Mann Verstärkung zogen sie wieder fort, und endlich, endlich brachten die sechs Mann die ersehnte Glocke schweißtriefend bei uns an. Am nächsten Sonntag ließ sie zum ersten Male ihre Stimme weithin ins Land erschallen, ein lautes „Hefata" „tu dich auf"; für manchen wie Honigseim so süß, hörte er es nun doch so deutlich in seiner Hütte, wenn es Zeit war, sich aufzumachen, um das Lebensbrot sich brechen zu lassen, für manchen wie bittere Salsen, erinnerte sie ihn doch wieder daran: „Du hast noch nicht Vergebung der Sünden."

Im Jahre 1905 trat wieder eine neue ganz andersartige Hülfskraft mit ein in den Kampf vor den Toren Wugas. Ein junger Arzt mit Frau, vom evangelischen Afrikaverein gesandt, begann oberhalb des Christendorfes Elim mit neuem Operationshaus

und Schwarzenhospital seine Arbeit dicht an dem Eukalypten-hain, der obwohl erst 1901 gepflanzt, schon schönen Schatten spendete. Daß die Hülfe in Krankheitsnöten mehr war als nur ein Werk der Barmherzigkeit in Leibesnot, daß sie ein Kampf war gegen die unverständige heidnische Krankenbehandlung, gegen die Grundfesten des Heidentums, das gerade in Krankheits- und Todesnot mit dem Besprechen, der Tätigkeit der heidnischen Ärzte, den Zaubermitteln seine Macht und seine Ohnmacht am deutlichsten kundtat, lernten wir mehr und mehr in unseren Ge-



Christendorf Elim und das Hospital.

meinden kennen. Da erfuhren wir, welch einen Kampf es den jungen Müttern kostete, ihre Kinder nicht durch die heidnischen Ärzte mit ihren Zaubermitteln sicher stellen zu lassen gegen Unglück und Krankheit. Und wenn dann hier und da, wieder und wieder eine Mutter tief traurig kam und es bekannte, wie sie der Versuchung nicht habe widerstehen können und wie sie in der Angst um ihren Liebling sich bei dem Medizinmann eine Zauberschnur geholt, wie sie ihr Kind habe besprechen lassen, weil es ihr zu schwer gewesen zu glauben, daß die verständige ärztliche Behandlung des weißen Mannes ohne den Einfluß des alten Heidentums helfen könne, weil ihr die Kraft des Heidentums doch stärker erschienen sei, wenigstens hier in dieser Not, als des

lebendigen Gottes Hand, der uns ja Wurzeln und Kräuter zur Heilung gegeben.

In diesen Kampf konnte der Arzt mit seiner ärztlichen Kunst viel wirksamer eintreten als wir Missionare mit unserer geringen praktischen Erfahrung in der Krankenbehandlung. Freilich es zeigte sich auch hier wie so oft schon, daß die ärztliche Kunst nicht im Fluge die Herzen der Heiden erobert für den Heiland, sondern daß es wie ein langsames Unterhöhlen der heidnischen Mauern ist. Wie mancher kam in der letzten Not



Hospital in Wuga.

noch zum Arzt, wo alles verloren schien und das Heidentum die Hoffnung aufgegeben hatte, er fand unter sorgfältiger Pflege des Arztes, dem der schwarze Laban eine treue Stütze war, Heilung und Genesung, er hörte vom Heiland, er wollte ihm folgen — wie jener Salimu aus Wuga, der am eingeklemmten Bruch elendiglich hätte sterben müssen — aber als er dann wieder unter den Freunden im Heidendorf lebte, da war aller gute Same verflogen. Wie viele Tausende sind in den Jahren behandelt in Leibesnot, haben Heilung gefunden, aber die Scharen, die von der Seelennot gerettet sind, wo sind sie? Was noch als Same im Acker liegt, wissen wir nicht, aber wenn ich zähle, was meine Augen als Frucht davon geschaut haben,

dann ist's wohl nur jenes eine Mädchen, jene Rahel Dangilo, die viermal stundenlang in Chloroform unter dem Messer des Arztes lag mit dem Sequester am linken Bein, die durch die Not und die Hülfe, die Gott ihr zuteil werden ließ, Jesum, den Heiland gefunden hat. Sie kam von dem Gebet: „Gott, wenn du ein lebendiger Gott bist, dann mach mir mein Bein wieder gesund", das sie als Heidenmädchen von den bei ihr schlafenden schwarzen Christenmädchen gelernt hatte, zu dem Gebet: „Herr, mach mir mein Bein wieder ganz gesund, — aber, wenn's nicht dein Wille ist, so laß mich ein krankes Bein behalten, aber laß mich dich nur lieb behalten." Die schwarze Rahel Dangilo wußte es als ihres Lebens Erfahrung; Gott ist ein lebendiger Heiland, aber des Heidentums Kraft ist Lug und Trug.*)

Schwere harte Arbeit ist es für den Arzt, hier mit einzutreten in diesen Kampf gegen die Lügenkraft des Heidentums, gegen Zauberei und gefürchtete Kraft der bösen Geister und der Ahnen; aber gerade weil es ein solch harter Kampf ist, bis der Koloß des Heidentums zu Boden liegt, gerade darum ist es der vollen Kraft junger Ärzte wert, mit in die Schranken einzutreten. Jener Arzt ist in die Heimat zurückgekehrt, und nun harrt das freundliche Haus am lauschigen Eukalyptenwald über dem rauschenden Wasserlauf des jungen Arztes, der seinem Herrn sein Leben weihen will zum Dienst im Kampf gegen das Heidentum vor den Toren Wugas.

Hülfskräfte, die vielleicht noch bedeutungsvoller sind für die Christianisierung des Schambalavolkes, sind die eingeborenen Christen selbst. Jeder, der ein Christ wird mitten im Heidenland, der in den Kampf sich stellt mit dem ganzen Wesen des Heidentums, dem nicht die Erfahrung der Alten, sondern die eigne Erfahrung der Vergebung der Sünden, des lebendigen Gottes zur Lebensmacht geworden ist, ist schon als solcher ein Zeuge für die Wahrheit des Evangeliums. „Die Christen lügen nicht", war ein Urteil, das die Heiden sich bald über die Christen gebildet hatten. Eine Christenfrau, die ohne Fluchen ihren Mais in dem großen hölzernen Mörser stampfte, war eine Zeugin Gottes. Eine Frau, die ohne schmutzige Worte die Ziegen des Abends an die Pflöcke in der Hütte band, war eine Zeugin Gottes. Eine Mutter, die ihren Sohn bei einer Unart schalt, ohne ihn zu verfluchen: „Dich soll der Panther

---

*) Siehe das Heftchen: Rahel Dangilo.

holen", war eine Zeugin der Wahrheit. Ein Bursche, der ohne böse Redensarten auf dem Marktweg an den Frauen vorüberging, war ein Zeuge des reinigenden Wortes Gottes. Und wenn des Sonntags die Frauen in ihren Dörfern sangen, wenn sie ihre Verwandten besuchten und ihnen von ihrem Heiland erzählten, wenn Andreas oder Ruben oder Josef oder Elieser des Sonntags



Schule von Mbusii.

mit der Posaune durchs Land zogen und von Gott sprachen, wenn Simon oder Abraham beim Brettschneiden im Walde den Brettschneidern es vor Augen malten, wie Jesus ihr Heiland und Helfer sei in allen Nöten, so waren das Zeugen Gottes, die vielleicht mehr Eindruck machten als das Wort des Missionars. Als im Februar 1910 Missionar Rösler die Taufbewerber fragte, wer ihnen zuerst den Heiland nahe gebracht hätte, da nannte der eine den schwarzen Lehrer Alexandro Msika, der andere den Lukas, der andere den Matthäus, der andere den Elieser. Lehrer, so heißen diese jungen schwarzen Christen, Evangelisten sind es, die in dem Heidendorf wohnen, die schwarze Jugend

lesen und schreiben lehren, und dazu durch Wandel und Wort Zeugnis ablegen von der Nähe des Reiches Gottes. Da steht Alexandro Msika drüben in Mbusii. Eine Stunde weiter in Kwamuenda hinter den hohen Felsen im lieblichen bananenbestandenen Tal hat Jahre lang Elieser gestanden, einsam, ganz einsam, hat gelockt, gerufen. Ihn hat die Sünde weggerissen, so daß er nicht mehr als Lehrer dort gelassen werden konnte, aber eine kleine Schar Christen hat sich doch zusammengefunden, gewonnen durch die Predigt jenes Elieser, und der junge Hülfslehrer Andreas Kupasa ist zum Heiland geführt durch sein Zeugnis. Weiter drüben in Ubili, in dem Tal an dem brausenden Flusse Manguku, hat schon so mancher gestanden, Jakobus, Natanael, Matthäus, Stefanus, und nun seit einem Jahr Lukas Sefu. Eine kleine Schar hat sich auch dort zusammengefunden um ihren Lehrer, aber das Ubililand ist harter Boden! „Erlaubst du mir,“ so schrieb mir einst Lukas, „daß ich des Abends ins Heidendorf gehe, einfach nur um die Männer, die es wollen, lesen zu lehren, ohne daß ich ihnen predige? Komme ich mit Gottes Wort, so bleiben sie fort, aber behalte ich sie zum Lesen und Schreiben, so kommt die Zeit, wo ich ihnen auch das Evangelium nahe bringen kann.“ Und wie jubelte sein Herz, als eine Frau, Mambaluku, und ein Mann, Kimuaga, es ihm anvertraut hatten, wie sie sich sehnten nach einem lebendigen Gott. „Bete für sie,“ so schrieb er, „es ist so schwer für sie, in Ubili Stand zu halten.“

Und drüben 1½ Stunden gen Osten im lieblichen Mpondetal steht noch einer auf seinem einsamen Posten; Stefanus ist es. Durch Sünde war's zur Gnade gegangen. O welch eine Freude war es ihm, nun dort im Mpondetal für seinen Heiland wirken zu dürfen. Knaben und Burschen kamen zur Schule, und mehr, einige Burschen schlossen sich an ihn an, baten um Unterricht in Gottes Wort und fingen an, zu kämpfen gegen die Sünde, gegen das Heidentum. Wie fröhlich schrieb er in dem Mkoma mbuli, „dem Erzähler“, dem Gemeindeblatt für unsere Schambalachristen: „Freut euch mit mir, Gottes Geist hat angefangen, hier im Mpondetal zu wehen, betet für die 4 Burschen, daß sie standhalten gegen den Anlauf der Heiden.“ Aber freilich dann kamen wieder dunkle Stunden; jene 4 hielten nicht Stand in dem schweren Kampf, sie hatten sich noch nicht völlig unter Gottes Willen gestellt, sie traten leise und still wieder zurück ins alte Heidentum, und Stefano blieb vereinsamt mit seiner Eliseba und seinem kleinen Tito. Und als nun die Zahl der

Schüler immer geringer wurde, und oft nur 2, 3 Schüler kamen, und sein Ermuntern und Rufen zur Schule nicht helfen wollte, und als dann die Sünde wieder einmal einschlich in die Ehe, da, ja da wollte dem jungen Evangelisten der Mut sinken, es war so schwer, immer nur zu glauben, bis ihm doch das Wort von der Liebe Gottes wieder groß, so groß wurde, daß er stille weiter arbeitete und wartete und betete.

Viel Schwäche, viel Sünde, viel Dunkel bei allen diesen Hülfsarbeitern, aber ist es bei uns selbst anders? Sehen wir auf uns, so ist's nicht anders, es ist überall reines Erbarmen unseres Gottes, daß er durch sie, du durch uns, sein Wort, seine seligmachende, sündentilgende Kraft erweisen läßt.

Moses Mbuguni, der Gemeindeälteste.

Er ist's wohl wert, Moses Mbuguni, der kluge Beamte Wugas, daß wir einmal hineinschauen in sein Leben, nicht als ob er ein „Reiner" wäre, der unserer Sorge und Fürbitte nicht mehr bedürfte, nein, vielmehr um uns zu zeigen, wie sie alle, von denen dieses Büchlein uns erzählt, es uns zeigen wollen, wie viel es kostet, ein Christ zu sein, und wie viel Fürbitte nötig ist.

Mbuguni, „der Strauß", war wohl gelitten im Rate der Alten von Wuga. Er galt als ein kluger und besonnener Mann, er gehörte ja auch nicht zu den Armen, er hatte Kühe, Ziegen und Schafe. Freilich „wieviel", das sagte man ja nicht, darum gab man ja auch das eigne Vieh lieber aus zum Weiden an andere verschiedenen Orts und weidete fremder Leute Vieh; kam dann einmal ein Leopard in die Herde, so ging ja nicht die ganze Herde zugrunde, und dem Neide war gewehrt, wenn nicht jeder das Vieh vor Augen sah. Genug, man wußte, Moses gehörte nicht zu den Armen, hatte er ja doch hin und her im Lande: in Wuga, in Bumbuli, und jenseits des tiefen Simuitals in Ngulwi wohl fünf Frauen zusammen, und der Kinder war eine große Zahl. Zählte man sie alle mit, auch die, die er „geerbt" hatte, die er mitbekommen hatte als Kinder von Frauen, die er, wie es die Sitte verlangte, geheiratet hatte, als der Bruder gestorben war, dann war es eine große Schar, und es gehörte viel Familiensinn dazu, um zu wissen, welche rechte Geschwister waren, und wer der einzelnen Vater war. Aber das war ja in allen angesehenen Familien so, und zu denen gehörte

Mbuguni. Tomas Mtungudja, ein Stiefsohn, war unter den ersten mit gewesen, die den Kampf angefangen hatten gegen das Heidentum, freilich, es war ihm dann zu schwer geworden und andere waren ihm zuvor gekommen, auch sein jüngerer Bruder Silas Schemuschaschu war vor ihm getauft, aber er kam doch auch noch, ehe es zu spät war. Auch zwei Töchter, Stieftöchter von verschiedenen Frauen, waren mit unter den ersten Mädchen gewesen, die mit jener Magdalena zusammen suchten und mehr fanden, als sie ahnten, die Jesum, den Heiland der Sünder, fanden als ihren Heiland. Naemi war's und Susanna, die kräftigen jungen Wugafrauen. Sie alle hatten dem Vater, wenn sie des Sonntags ihn etwa bei ihrer Mutter in der Hütte trafen, oder wenn die Söhne ihn oben im Heidendorf aufsuchten, erzählt von dem, was ihrem Leben Inhalt gegeben hatte. Sie wußten auch alle davon zu erzählen, wie der Vater sie gescholten hatte um ihres Christentums willen, wie er geflucht und auch wohl geschlagen hatte. War's doch eine Schande, daß er, der im Rate der Alten Wugas saß, seine Kinder Christen werden ließ. Denn so schien es doch dem ferner Stehenden, und vielleicht hat mancher es dem Mbuguni im Zorn vorgeworfen: „Du bist ja wohl ein Christ. Ich habe deine Kinder dort drüben gesehen, wie sie alle Tage Gottes Wort hören und dem fremden weißen Mann gehorchen und dienen."

Da war er eines Tages im Grimm aufgestanden und hatte unter dem Beifall der Menge ausgerufen: „Morgen ist der große Tag, der Sonntag, der Weißen, da will ich hingehen, wenn sie sich versammeln und Gottes Wort erzählen, und will's mit meinen eignen Ohren hören und euch beweisen, daß es Lüge ist, was die Europäer dort reden.

Mbuguni war am nächsten Morgen unter denen, die Gottes Wort hörten. Freilich wir Missionare wußten nichts von ihm und seinem Vorhaben. Er hörte, wie die andern, aber dann kehrte er nicht triumphierend zurück in den Rat der Spötter, nein, er ging über Land, besuchte seine Frau drüben, jenseits des tiefen Tals, blieb dort etliche Tage wie von ungefähr, und wie von ungefähr war er am nächsten Sonntage wieder drüben, um zu hören, was die Europäer von Gott sagten. Und dann hat es nicht mehr so lange gedauert, da kam er zum Missionar und sagte ihm: „Ich will die Worte Gottes, ich will Gott folgen." Die Schambala sind schweigsame Leute, sind zurückhaltende Leute. Mbuguni erzählte das nicht etwa gleich dem Missionare, nein, es war einmal nach Jahren an einem

Weihnachtstage, als Mbuguni ein Christ geworden war, und wir hinüber zogen mit der Schar der Christen ins Heidendorf Wuga, als er vor die Heidenmänner, seine Freunde im Rat, trat, und sie einlud mit aller Wärme seines Herzens: „Kommt doch und versucht es einmal bei dem Jesus, ich habe es versucht, und habe Leben und Frieden bei ihm gefunden", als er uns hineinschauen ließ in sein Leben.

Als er zum Missionar kam, da war er sich klar darüber, was er wollte, und so dauerte es nicht lange, daß er dem Missionar eine Not klagte: „Was soll ich mit meinen Frauen machen? Soll ich sie entlassen, denn als Christ kann ich ja nur eine haben. „Warte und bete", wurde ihm gesagt. „Warten und beten" keine leichten Aufgaben, und wohl wollte das manchmal dem Mbuguni zu schwer werden, aber dann ließ Gott ihn sehen, daß er half. Die eine Frau, Tomas und Silas Mutter war gestorben. Naemis Mutter war alt, sie kam selbst zum Mbuguni und sagte: „Gib mir eine Hütte, ein Feld mit Speise, und laß mich für mich leben." Dann hieß es wieder warten, lange warten. Die, mit denen er im Taufunterricht war, wurden getauft, Mbuguni, mußte warten. Seine jüngste Frau wurde getauft, Rode hieß sie, und er, der Mann, mußte warten. Endlich, endlich schlug auch für ihn die Stunde, wo er vor dem Tauftisch im Kirchlein zu Wuga niederknieen durfte, und sich zu dem lebendigen Heiland bekennen. Aus dem Mbuguni war ein Moses geworden. Sie kannten ihn alle, und sie sahen es mit Staunen, er war nun ein anderer. Er baute seine Felder wie bisher, er wohnte in seiner dunklen Hütte wie bisher, er pflanzte seinen Tabak wie seither, er weidete seine Herde im Wechsel mit seinen Kindern wie vordem, und doch spürten sie, es war ganz anders mit ihm. Auf den heidnischen Festen sah man den Moses Mbuguni nicht mehr, im Rat der Spötter hörte und sah man ihn nicht mehr. Und wenn er manchmal unter ihnen saß, dann sprach er so ernst von einem lebendigen Gott und von Sünde, Sünde, die ihnen als Heiden so fern und unbedeutend schien.

Warten und beten hatte Moses ja schon lernen müssen, ehe er getauft wurde. Kampf hieß auch fernerhin sein Christenleben. Ein Söhnchen, das ihm seine Christenfrau Rode geschenkt hatte, mußte er bald wieder hergeben. Bei den Gebräuchen für die Toten zeigte es sich immer klar, ob einer mit dem Heidentum gebrochen hatte. Die Furcht, mitgezogen zu werden ins Totenreich, war so groß, daß man da so leicht meinte, doch noch

etwa durch ein Sühnopfer oder andre Gebräuche sich frei machen zu müssen von dem Einfluß des Toten und des Todes. Da mußte einem der Lebensfürst, Jesus Christus, schon zu einem lebendigen Herrn geworden sein, wenn man frei war von allem Dienst des Heidentums. Moses und seine Rode hatten genug an dem Trost des Heilandes, der lebt!



Mose Mbuguni, predigend.

Es währte nicht lange, so wählte die Gemeinde Moses zu ihrem Ältesten; mit Zachäus, dem nicht so klugen, aber treuen Wugamanne zusammen trägt er Not und Freude der Gemeinde mit heiligem Ernst. „Die Last ist zu schwer für mich," so seufzte er einmal in der stillen Woche vor dem Abendmahl, „wählt einen anderen, mir ist die Last zu schwer." Aber als sein Blick wieder hingewandt war auf den Gekreuzigten, der die Last für uns trägt, da war er bereit, still weiter zu sorgen und zu glauben und zu hoffen für sich und die anderen.

Tiefe bittere Kämpfe in seiner Familie blieben ihm nicht erspart. Naemi, die begabte Lehrerin, erlag der schweren

Versuchung und fiel in dunkle Sünde. O, wie seufzte der Vater, wie beugte ihn die Sünde seiner Tochter, die ihn als Heiden unberührt gelassen hätte. Sünde war ihm etwas Furchtbares geworden. Wie ein Stein fiel es ihm vom Herzen, als endlich nach langen Wochen die Tochter die Sünde bekannte, und dann nach Wochen wieder in die Gemeinde aufgenommen werden konnte.



Christendorf Mangula.

Einen zarten stillen Sohn hatte Moses, der erst nach dem Vater in freiem Entschluß sich dem Evangelium öffnete, Josef hieß er. Er war zart, er war epileptisch. Dem Josef war nicht zu helfen, es hieß wieder: stille sein und harren. Wie mancher gute Freund kam und riet, zu diesem und jenem Medizinmann zu gehen, der werde dem Josef helfen können, und wie manchesmal mochte es fragend in ihm aufgestiegen sein, ob nicht die Kraft des Heidentums helfen könnte. Aber Moses blieb dabei, auf den zu sehen, der ihn erwählt hatte und den er erkoren

hatte. Es war ein schwerer Schlag, als eines Nachts ganz plötzlich dieser Josef, der ihm mit seinem sinnigen Wesen so besonders nah stand, heimging. Kein Klagegeheul klang herüber von Mangula, seinem Christendorf, nichts von heimlichem Wesen; stille Trauer ging durch das Dorf, und dann trugen die Brüder und Freunde des Verstorbenen ihn am lichten Morgen öffentlich heran zum Friedhof, und betteten ihn in den harten Wugaboden. Wir hatten gesungen und gebetet, wir hatten aus 1. Kor. 15 das Wort gehört: „Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft", dann trat der trauernde Vater an seines Sohnes offenes Grab, und rief ihm nach: „Mein Sohn Josef, du hast auf Erden nicht viel gute Tage gehabt in deines Leibes Schwachheit, aber wohl dir, du hast es nun gut bei deinem Heiland!" Mancher hat gestaunt, wie ein Schambalamann es wagte, öffentlich vor allen Menschen den Gestorbenen bei seinem Namen zu nennen. Er war wirklich frei geworden von der Furcht vor dem Tode.

In bitterem Schmerz kam Moses eines Tages mit seinem Freund Zachäus zu mir. Er hatte sich schwer anzuklagen. Schemukala, sein alter Schwiegervater, wohnte bei ihm. Vergeblich war bisher alles Anklopfen und Bitten gewesen, daß er dem Heidentum den Abschied gäbe und innerlich eins würde mit der Tochter und dem ganzen Hause. Es war umsonst. Wie manchesmal hatte er uns Missionaren gesagt: „Ihr braucht mir nicht zu predigen, ich bin zu alt für eure Predigt." Tabea, Moses Töchterchen, war krank, Vater und Mutter waren fort von Hause, und hatten dem alten Großvater, Schemukala, das Enkelkind zur Behütung übergeben. Und am Abend da hörten sie es von den Leuten als sie müde heimkehrten, der alte Schemukala war mit dem Kindchen hingezogen zum heidnischen Medizinmann, um es heidnisch behandeln zu lassen. Was nützte alles Klagen und Schelten, alle Selbstanklage, daß sie dem Schwiegervater das Kind anvertraut hätten? Die kleine Tabea war nun eben doch wieder in den Bereich der heidnischen Macht gebracht. Und das war dem Vater ein solch tiefer Schmerz. Ja, fast war er entschlossen, den Schwiegervater fort von sich zu schicken, denn jeden Tag gab es Kampf im Hause. Schickten sie sich an zu beten, ehe sie am Boden sitzend, die Hände zur bereitstehenden Speise ausstreckten, so redete der Alte dazwischen und suchte sie zu hindern. Und doch, sein Schwiegervater war ja alt, und es war seine Pflicht, für ihn zu sorgen. So kämpfte es im Herzen des Moses. Er wurde still im Gebet vor seinem Gott.

Es war ein Sonntag Abend gewesen, der Sonntag Rogate im Jahre 1906. Eine kleine Schar Männer und Frauen hatten sich in der Kapelle still versammelt, und sich in Bitte, Gebet und Fürbitte vereint. Mit besonderer Innigkeit hatten des Moses Söhne und er selbst gebetet für den alten Schemukala, daß ihm das Herz bekehrt würde hin zum lebendigen Gott. Wenig Wochen vorher hatte er mir gesagt, als ich an seinem Tabaksfeld vorüberreitend mich zu ihm gesetzt hatte: „Du wirst mich nächstens



Mulondakweli Schemukala.

bei dir sehen, da ich dir etwas zu sagen habe", und dann hatte er zugehört, wie noch nie dem Worte des Lebens. Wie strahlte am nächsten Morgen des Moses Antlitz. „Gott ist voll Erbarmen," so begann er, „als wir gestern Abend heimkehrten und uns um die Speisekörbe zusammenscharten, ehe wir noch die Hände zum Gebet falteten, da sagte der alte Schemukala: ‚wir wollen beten!' Ist das nicht ein Wunder unseres Gottes?" Und dann kam der Tag, an dem der alte Heide zu mir kam, und mir klar aussprach: „Ich will ein Christ werden." Er gehörte zu den Ältesten des Landes. als 1848 Dr. Krapf ins Land gekommen war, da hatte er den fremden weißen Mann gesehen; er war ein Junge gewesen, der die Ziegen schon mit austrieb. Freilich was er gesagt, das wußte er nicht mehr. Daß es aber dasselbe war, was wir dem Volk brachten,

darüber waren sich die alten Männer klar. Staunen ging durchs Land, als man hörte, der alte Schemukala will Christ werden. „Was will der denn noch erreichen?" so fragte man sich. „Der braucht doch keine Hüttensteuer mehr zu zahlen, er ist zu keinen öffentlichen Arbeiten mehr verpflichtet, was will der noch erreichen bei dem weißen Mann? Sollte es denn wirklich nur das Wort Gottes sein, das die Leute hintreibt zu dem Jesus?"

Im Februar 1910 ist der alte Schemukala getauft. Er ist alt und schwach geworden, das Buschmesser kann er nicht mehr recht führen, mit einem langen Stab mußte er sich stützen, wenn er zur Station langsam hinpilgerte. Wie freute er sich, wenn man ihn mit seinem neuen Namen nannte: „Mulondakweli", d. h. Wahrheitssucher"; „nisaiona", so antwortete er strahlend, d. h. „ich habe sie gefunden", die Wahrheit nämlich. Wie anders war's mit ihm, als mit jenem Alten, den einst Andreas freundlich auf dem Wege grüßte, ihn mit seinem Namen nennend. „Nenne mich nicht so", erwiderte der Alte, „nenne mich ‚msegesi', d. h. ‚Zauderer', denn ich weiß, du gehst hin, in meinem Dorf vom ewigen Leben zu predigen. Ich hab's so oft gehört, aber ich habe mich nicht zur rechten Zeit darum gekümmert, nun ist es zu spät für mich, ich bin zu spät gekommen, drum nenne mich ‚msegesi', zu spät zum ewigen Leben gekommen!"

Am 23. Juli 1909 war das Kirchlein in Wuga im Dunkeln nach Schluß der Arbeit gefüllt. Gebetet hatten wir und gesungen, ein Wort gehört davon, daß nicht Menschen, nicht Missionare, sondern nur Jesus uns helfen kann; wir beugten uns zum Gebet. In der feierlichen Stille der Kapelle, in der wir so oft zusammen gewesen waren — am nächsten Morgen wollten wir auf Urlaub in die ferne Heimat aufbrechen — begann Moses Mbuguni zu beten. „Wir danken dir, Gott unser Vater, daß du uns die Missionare hergesandt hast, daß sie uns das Wort von deinem Sohn Jesus gebracht haben, durch den wir Vergebung der Sünden gefunden haben." Vergebung der Sünden in Jesus, dem lebendigen Gottessohn, das war für den Mann aus dem Rate der Alten Wugas die Erfahrung dessen, was ihm das Christentum gebracht hatte.

Wugas erste Missionsboten.

Es war im Juni 1907. Unsere Missionare Johanssen und Ruccius waren fernhin gezogen, hinüber über den Viktoriasee, durch die großen Landschaften Urundi und Ruanda, wo fünf

Millionen Heiden noch ohne Jesus leben, und hatten in Ruanda, an den Quellen des Nil, ein neues weites Arbeitsfeld gefunden. Missionar Mörchen, vor wenig Wochen aus Deutschland gekommen, wartete in Wuga der Botschaft, die ihn nach Ruanda rufen sollte. An einem Montag Abend in jenem Juni kam ein Brief von Missionar Johanssen, daß er eilend zur Hilfe kommen sollte. Aber er sollte nicht allein kommen; zwei, drei junge Schambalachristen sollten mit ihm ziehen, um ihm zu dienen in Haus und Küche, in Garten und Feld, am Bau und in der Werkstatt, aber gehorsam zu jedem Dienst und willig sollten sie sein, und Christen sollten es sein, die durch ihren Wandel dort im fernen Heidenland Zeugnis ablegten, daß sie Leben gefunden hatten bei dem lebendigen Gott.

Wer sollte mitziehen? Eile war Not, denn am Freitag in der Frühe sollte der Aufbruch sein. Alle waren sie in der Nacht an meinem Auge vorübergezogen, die jungen Christen Wugas, mit all ihren Fehlern und all ihren Schwächen, mit all ihren Sünden und Nöten. „Wen darfst du wagen zu senden?“ war die bange Frage. Der Gedanke war der Gemeinde nicht fern, gar manches Mal hatte ich ihr die Frage vorgelegt, daß wir uns prüfen wollten, ob wir bereit wären, wenn einmal der Ruf an uns erginge, hinzuziehen ins ferne Land Ruanda, im Dienst unseres Heilandes.

Am Dienstag Morgen rief ich den Andreas. „Andreas, bist du bereit am Freitag früh mit dem Missionar Mörchen hinzuziehen nach Ruanda zum Dienst des willigen Gehorsams?“ Unter den Mädchen auf der Station war ein Heidenmädchen, Mahisa mit Namen, sie war seine Braut, sie hatte um Unterricht gebeten in Gottes Wort, würde sie ihm treu bleiben, wenn er auf ein Jahr in das ferne Ruanda zöge? Die Antwort des Andreas war kurz, ein Wort war's. „Schimi“ lautete es, „hier bin ich, ich bin bereit.“ Und was war der Andreas für ein Bursche? Er gehörte nicht zu denen, denen das Gehorchen eine Freude war; nein, manchen Kampf hatte es ihm gekostet, zu tun, was ihm befohlen war. Er gehörte auch nicht zu den Klugen, nein, nur mit Mühe hatte er ein wenig lesen und schreiben gelernt. Aber er war einer, der seinen Willen in Gottes Dienst zu stellen, klar entschlossen war, und so war er manchesmal bereit gewesen, sich zu beugen auch unter die Strafe, wenn er seinem Willen gefolgt war.

Nach ihm rief ich einen anderen Christenburschen zu mir, es war Ruben Kabesi. Auch er gehörte nicht zu den Klugen,

aber er hatte sich ausgezeichnet durch seine Willigkeit und Stetigkeit in der Arbeit. Buchbindern, Sattlern, Nähen, auch etwas Kochen hatte er gelernt, immer war er willig gewesen, etwas Neues zu lernen und zu tun, wenn es nötig gewesen war, nicht wenn er etwa wollte. „Ruben, willst du am Freitag mit Missionar Mörchen hinausziehen nach Ruanda?" Groß sah er mich an, und zaghaft kam die Antwort: „Senidahe", d. h. „ich kann nicht". „Du weißt," so erzählte er, „daß ich meiner alten Mutter eben eine Hütte hier in der Nähe baue, damit sie Gottes Wort hören kann. Gehe ich fort, so bleibt sie dort unten hinter den Bergen Wugas im Heidendorf wohnen, und hört nichts von Gott und — bleibt Heidin. Und du weißt doch, wie meines Herzens Wunsch ist, daß sie Christin wird. Darum, ich kann nicht."

„Gut," sagte ich ihm, „ich dränge dich nicht, überleg es dir, was wohl Gottes Wille für dich ist, ob du es jetzt, wo dieser Ruf an dich ergeht, deinem Gott zutrauen kannst, daß er deine Mutter zu sich zieht. Aber freilich, wer nicht fröhlich und willig zieht, der kann nicht mit nach Ruanda ziehen."

Wir beteten mit einander, und Ruben ging. Am nächsten Morgen traf ich ihn, wie er zusammen mit Andreas die Lasten für Missionar Mörchen packte. „Was tust du hier," so fragte ich ihn, „geh an deine Arbeit." Er sah mich an und erwiderte: „Dies ist meine Arbeit." „Nein," sagte ich, „deine Arbeit ist zu sattlern und nicht die Lasten zu packen." „Doch," erwiderte er, „ist es meine Arbeit, denn ich gehe mit nach Ruanda." Und dann erzählte er, wie er in der Nacht im Gebet klar geworden war, daß er nach Ruanda gehen solle in seines Gottes Dienst. Und man spürte es ihm an, er war fröhlich im Gehorsam.

Der Donnerstag Abend kam. Die kleine schwarze Gemeinde versammelte sich im Kirchlein. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln", das war alles, was Ruben der Gemeinde zum Abschied sagen konnte. Andreas war schon manchesmal mit mir hinausgezogen in die Heidendörfer und hatte den Heiden gepredigt wie einer, der Macht dazu hat. „Halte, was du hast," war sein Abschiedswort, „daß niemand deine Krone von dir nehme." Unsere Krone ist Jesus," führte er aus, „daß wir den nicht verlieren, darauf kommt es an. Wir ziehen in ein fernes Land (drei bis vier Wochen sollte die Reise allein ja dauern zur Küste nach Tanga, nach Mombassa, zum Viktoriasee, und dann weiter von Bukoba zu Fuß hinauf nach Ruanda)

ob wir wiederkommen oder dort im fernen Land sterben, das wissen wir nicht, aber darauf kommt es ja auch nicht an, sondern darauf, ob wir Jesus, unseren Heiland, behalten. Und dafür betet, daß wir und ihr den nicht verliert!" Mit Lobgesängen zogen sie in der Frühe des Freitagmorgen fort aus ihrem Vaterland und von ihrer Verwandtschaft in ein Land, das Gott uns gezeigt hatte. 19 Mark hatte die kleine Gemeinde gesammelt, um damit wenigstens einen Teil der Reise ihrer ersten



Ruben Kabesi, in Dsinga die Wäscher beaufsichtigend.

Missionare zu decken. „Denn," so meinte Moses Mbuguni, „eigentlich müßten wir ja alle bereit sein, mitzuziehen, um den Ruandaleuten, die Jesum noch nicht kennen, ihn zu bringen!"

Aber war es nicht ein Wagnis mit diesen zwei jungen Burschen? Fast von allen unseren Stationen waren Hilfskräfte mit nach Ruanda gezogen. Und als sie nach einem Jahr heimkehrten zu ihren Verwandten in ihre Heimat, da mußten die Missionare es bezeugen, daß sie treu und willig gearbeitet hatten Tag für Tag. Ruben hatte im Traum Befehl erhalten, daß er nach wenig Tagen mit Missionar Mörchen, der sich in Tanga

seine junge Frau holte, wieder hinaufzog, um weiter zwei Jahre dort zu dienen. „Wollte ich hier bleiben, so wäre ich meinem Gott ungehorsam“, so erklärte er, und so zog er wieder fort nach manchen Kämpfen mit Verwandten und Freunden. Wieder kehrte er nach zwei Jahren heim ins Wugaland, aber so sagte er: „Meines Bleibens ist hier nicht, ich will mir eine Frau suchen, dann muß ich wieder zurück nach Ruanda, um dort meinen Dienst zu tun.“ Nicht der Lohn zog ihn, sondern seines Gottes Ruf, denn das war ihm der tiefe Schmerz, wenn er so manchesmal an den Sonntagnachmittagen mit der Posaune ins Land gegangen war, um den stolzen Ruandaleuten von seinem Heiland Jesus zu zeugen, und wenn er es dann gespürt, wie die Heiden so fest gebunden waren im Heidentum und der Sünde, und seines Heilands Ruf nicht hören mochten. Da bat er wieder und wieder: „Betet, daß die Ruandaleute sich unserm Heiland beugen.“

Freilich, daß sein Gott Gebete hörte, das durfte er ja auch erfahren, denn im Februar 1910 war seine Mutter unter denen gewesen, die niedergekniet waren am Altar im Kirchlein zu Wuga, und sich dem Heiland der Sünde zu eigen gegeben. „Mamlondwa“, „die Gesuchte, d. h. die Gefundene“, so hieß seine Mutter, als Ruben im Juli 1910 in Wuga eintraf. Eigentlich sollte seine Base Debora mit ihrem Manne Silas, einem Sohne des Moses Mbuguni, auch mit ihnen heimkehren aus Ruanda. Aber als sie in Dsinga auf Ruandas Höhen vorüberzogen und sahen, als Ruben von dort fortzog, wie die Missionarsfrau nun so einsam war ohne rechte Hülfe, da waren sie schnell entschlossen, nicht heimzukehren nach Wuga, sondern dort in Ruanda zu bleiben, bis andere Hülfe käme oder bis etwa Ruben von dort zurückkehrte. Und schon rüsten sich andere Burschen Wugas, durch treuen Dienst zu helfen, das Reich Gottes den Ruandaleuten zu bringen.

Der Brand der Kapelle.*)

Am Sonntagabend, den 29. Dezember 1907, versammelte sich unsere Gemeinde in Wuga noch einmal um den brennenden Weihnachtsbaum. Wir hatten schon einige Verse gesungen, da fing der Baum von einem umgefallenen Licht plötzlich an zu brennen. Wir rissen den Baum um und warfen die großen

*) Aus der Kindergabe vom 3. Mai 1908 von Frau Prof. Zillich, geb. Sonnenburg, damals Missionslehrerin in Wuga.

Bänke darauf, um das Feuer zu ersticken. Aber schon war ein Flämmchen, vom Winde getragen, oben in das Dach geflogen, das mit trocknen Bananenblattscheiden gedeckt war. Ein Windstoß! und das Dach stand in Flammen. „Rettet das Harmonium“, so rief einer. Schnell packten alle Hände zu, um alles, was in der Kirche war, hinauszutragen. Alles blieb heil, selbst die Zylinder der Lampen von den Wänden, aber aus dem roten Funken im dürren Dach war eine helle Flamme geworden. Ein Sturm war im Anzuge. Nur sechs Meter von der Kirche entfernt lag das Wohnhaus, und auf der anderen Seite stand die Schule, und beide hatten ein ebenso trockenes Dach wie die Kirche! Was wird nun werden?

In einigen Minuten waren Leitern herbeigebracht. Alles stürzte nach Eimern und anderen Gefäßen, um Wasser zu schöpfen. Die Buschmesser wurden geholt, um das Dach zu durchschneiden, und so das Feuer auf einen Teil des Daches zu beschränken. Missionar Gleiß war immer oben an der Spitze und kommandierte. Da kamen auch schon die ersten Eimer Wasser, aber in zehn Minuten war das Wasser zu Ende geschöpft, denn wegen der großen Dürre war von unserem rauschenden Wasserlauf nichts als ein dünner, dünner Strahl übrig geblieben. Da fiel mir das Wasserfaß ein, in dem für den nächsten Tag das Wasser zum Waschen schon bereit stand, aber in wenigen Augenblicken war es auch leer. Höher und weiter lohten die Flammen gen Himmel empor. Immer dringlicher klang die Stimme von Missionar Gleiß: „Masi, letai masi“, Wasser, bringt Wasser!“ Aber es war kaum noch etwas zu finden. Es dauerte immer einige Minuten, bis eine Kanne voll gelaufen war. Unsere lahme Rahel trug ihr Eimerchen immer hin und her. Wenn es leer war, so kam sie angehumpelt: „Gib mir wieder einen vollen Eimer“, aber ich konnte ihr nichts mehr geben. Im Vorbeieilen rief sie dem Missionar zu: „Laß uns beten, beten!“ Mit einer Laterne suchten wir weiter oben am Berge, ob da noch etwas Wasser sei, doch die große Feuerfackel der Kirche leuchtete uns besser als eine Laterne.

Alle waren sie gekommen, die Christen und Katechumenen und Heiden rings umher, um zu helfen in der großen Not. Neben der brennenden Kirche stand ein Heide, ein Zauberer. Er spuckte gegen das Feuer auf die Erde und in die Glut, und machte mit seinen Armen und Fingern merkwürdige Zeichen und Zaubersprüche, um das Feuer zu beschwören — ein heidnischer Zauberer vor einer christlichen Kirche!

Die Funken flogen gegen das Schuldach; es fing schon an zu glühen, hier ein Funke, dort ein Funke! Wie die Katzen sind etwa 20 Leute oben auf dem Dach. Die, welche unten stehen, reichen ihnen die großen grünen Bananenblätter, und die, welche oben stehen, schlagen, schlagen, schlagen, was sie können. Mit einer Hand klammern sie sich am Dach fest und mit der anderen langen sie immer wieder nach frischen Blättern und schlagen auf die frischen Funken.

Da kommt ein neuer Windstoß. Ein Schrei ertönt. Jetzt brennt auch der Kirchturm! Zugleich fliegt eine große Feuergarbe auf das Schuldach. „Die Schule ist verloren," ruft einer, „bringt alles Gerät heraus!" Wir aber treiben die Leute auf dem Dach an. „Schlagt zu, schlagt zu. Gott wird uns helfen!" Und inmitten der Glut kniet Missionar Gleiß mitsamt den schwarzen Christen nieder. Wenige Augenblicke fleht er zu Gott mit lauter Stimme: „Zeige dich, Gott, du Lebendiger, der du Macht hast über Feuer und Wasser! Zeige uns, daß du stärker bist als der Zauberer, der uns helfen will. Dein Wille geschehe!" Ist es ein Wunder? Dreht sich der Wind? Beginnen gerade die Dachsparren zusammenzustürzen? Im Wasserlauf stürzt wieder Wasser zu Tal, die Leute haben oben in den Bergen eine Stelle gefunden, wo das Wasser ausgebrochen war, und schnell wieder einen Damm gemacht. Und wenn es auch nur wenig war, so reichte es doch aus, um alle unsere Gefäße wieder zu füllen. Das Dach des Wohnhauses ist ganz mit frischen Bananenblättern bedeckt, die neu befeuchtet werden können. An das Schuldach flogen nur noch verstreute Funken. Die Jungen schlugen tapfer darauf, und die Mädchen und Männer trugen Wasser mit aller Anstrengung.

Da klang über unserm Haupte ein klagender Ton. Die Glocke, unsere schöne Glocke, die so viele Jahre die Heiden und Christen gerufen hat, wird sie stürzen? Noch einmal tönt die Glocke vom Turm hernieder, stärker und ängstlicher, gerade als wollte sie flehen: „Rettet, rettet mich!" Aber das war nicht möglich, denn die Balken des Turms brannten schon seit einer Stunde. Es kracht! Ein gellender Klang, ein Poltern und Stürzen von dunklen leisen Glockentönen unterbrochen — die Glocke war unter Feuerbränden begraben. Ob sie zerschellt war? Mit neuem Eifer stürzte alles zum Turm, um die Glut zu töten, damit die Glocke nicht schmelzen könne. Die Glut erlosch, die Glocke ward sichtbar, sie war unversehrt. Ein allgemeiner Jubel brach los.

Die eigentliche Gefahr war vorüber. Zwar flogen noch allerlei Funken umher, auch mußte die Glut, die auf der Erde lag, noch gelöscht werden, um 1/2 10 Uhr war auch diese Gefahr beseitigt. Sechs Christen wachten die Nacht hindurch.

Niemals werde ich den Augenblick vergessen, wie wir uns um 10 Uhr im Wohnzimmer zusammenfanden, nur wenige Schritte von der Feuerstelle entfernt. Missionar Gleiß saß schon vor seiner Bibel. Mit bebender Stimme, aber immer fröhlicher las er uns vor: „Lobe den Herrn meine Seele.“ Dann sprach er ein Dankgebet! Ja, lobe den Herrn meine Seele!

Tabita Maguni.

Barnaba Tifili, einer von den acht Erstlingen Wugas, von dem wir gehört, hatte seine Frau verloren. Er fand ein Heidenmädchen, Maguni mit Namen. Sie bat um Unterricht in Gottes Wort, aber freilich die Aufforderung, die Schule zu besuchen oder gar auf die Station zu kommen, um dort mit den anderen schwarzen Mädchen zu wohnen und Ordnung und Gehorsam zu lernen, wies sie ab. „Das kann ich nicht, aber Gottes Wort kann ich auch hören, wenn ich zu Hause wohne, ich lasse mich nicht hindern.“ Im Januar 1904 war die Hochzeit, fröhlich zogen wir mit dem Ehepaar vor ihre Hütte am Abhang des Hügels, dicht neben der Kaffeepflanzung: „Jesu, geh voran“, hatten wir gesungen und hörten dann, wie unsere Kaiserin auch den Vers gerne gesungen haben wollte: „Soll's uns hart ergehn, laß uns feste stehn und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen.“ Maguni wollte ihres Mannes Glauben folgen, aber sie hatte ein recht ungebeugtes Herz. Es wurde ihr schwer, sich zu entschließen, bei meiner Frau als Hausmädchen jeden Morgen zu arbeiten, zu fegen, Betten zu machen, Wasser zu holen usw., um dann ihre eigne Hauswirtschaft zu besorgen. Das einfache stille Gehorchen wurde der Maguni so schwer, man merkte nicht, daß sie um ein gehorsames Herz bat. Ihre Zeit des Dienstes bei meiner Frau, den sie abwechselnd mit anderen Christenfrauen tat, war zu Ende. Da, eines Tages war die Hütte des jungen Ehepaars leer, sie waren fortgezogen, fort — so hieß es — ins Heidentum. Ihr Vater und die Verwandten hatten so gedrängt, das heidnische Fest, durch das die junge Frau erst wirklich eine Frau wurde vor den Augen des Schambalavolkes, mitzumachen. So lebten die zwei wieder völlig im Heidentum.

Aber freilich: Frieden fanden sie nicht, die jungen Eheleute. So sah man sie eines Tages wieder drüben in einer Feldhütte im großen Bananenfelde sich niederlassen. Krankheit trieb sie. Sie baten um Hülfe. Fräulein Magdalene Trittelvitz, unsere treue Stütze, ging hin zu der kranken Maguni. Das schmerzende Knie war mit Asche bestrichen. „Es ist nur, weil ich auf der Erde am Feuer gelegen habe“, so sagte die Kranke, aber so war es ja nicht: der heidnische Medizinmann war gekommen und hatte sie bestrichen mit Asche und sie besprochen und mit den Ahnen neu zusammen gebunden. Von beiden Seiten wollte sie Hülfe haben, eins half vielleicht: das Heidentum oder Gott.

Ein Sehnen war in ihr nach dem lebendigen Gott, und so kam sie eines Tages und bat wieder, am Unterricht in Gottes Wort teilnehmen zu dürfen. Sie kam treu, sie hörte, und leise begann der Same des göttlichen Worts in ihrem Herzen Wurzel zu fassen. Aber als dann die Not mit ihrem Mann, dem Barnabas kam, von der wir schon gehört haben, da fehlte noch die Kraft des Glaubens, sie willigte ein mit ihm, daß man den heidnischen Medizinmann rief.

Aber dann stand sie der endgültigen Entscheidung gegenüber: entweder von einem Bruder des Verstorbenen sich heiraten, sich erben lassen, nach heidnischem Brauch und Ordnung, und dann freilich wieder völlig im Heidentum unterzugehen, oder es zu wagen, die Hütte zu verlassen, zum Taufunterricht zu gehen, und sich nun endlich wirklich Gott anzuschließen. Der Älteste Moses, legte ihr klar die Entscheidung vor, es gibt nun nichts anderes mehr für dich, entweder Jesus und das Leben — oder das Heidentum und den Tod. Tagelang dauerte der Kampf. Dann endlich hatte sie gesiegt, sie widerstand dem Drängen der heidnischen Verwandten, verließ trotz des heidnischen Verbotes ihre Hütte, und besuchte das Gotteshaus, und wieder fand sie sich ein in der Schar derer, die sich den göttlichen Samen in die Herzen streuen lassen wollten. Ihre jüngere Schwester Mahisa, war der älteren Schwester vorgekommen, sie war getauft, und vielleicht sah es die Maguni an ihrer jüngeren Schwester, daß sie ein glückliches Mädchen geworden war, seit sie Jesus folgte.

Die alte Mutter zog den Töchtern nach. Mit Kummer sahen wir es, hatten wir es doch schon so manchesmal erlebt, daß die alten Mütter und Schwiegermütter es vermocht hatten, die Jungen wieder ins Heidentum zu verstricken. Aber wir wollten ja glauben!

Es war im September 1907. Von einer Reise aus schrieb ich der Maguni einen Brief, ihre Schwester Judith konnte ihn ihr ja vorlesen. Ein doppeltes schlug ich ihr vor: „Wenn du wirklich Jesu folgen und dich beugen willst, willst du dann nicht, nun zwar eine Frau, die Schule besuchen, und noch lesen lernen wie die anderen jungen Frauen? Und willst du nicht vielleicht, was du einst so völlig ablehntest, jetzt noch tun, und mit deinem Söhnchen auf die Station kommen und dort mit den anderen schwarzen Mädchen leben, arbeiten und gehorchen?" Es war ein hartes Stück für die junge Frau, nun als Mutter zu tun, was ihr damals als Heidenmädchen schon zu viel verlangt schien.

Als ich heimkehrte, begegnete ich der Maguni. Fragend sah ich sie an. „Ich bin schon in die Schule gegangen," so sagte sie schnell mit fröhlichem Blick, „und morgen komme ich, bei euch zu wohnen mit den anderen Mädchen!" Und wirklich, als sie am nächsten Morgen aus der Schule kam, stand sie mit ihrem Jungen, dem Sige, „der Heuschrecke", auf dem Rücken in der Reihe der Stationsmädchen, um sich mit ihnen ihre Arbeit anweisen zu lassen. Sie war sich jetzt klar über ihres Lebens Richtung, und so war ihr „gehorchen" nicht mehr eine Last, sondern eine Lust, sie wollte sich jetzt beugen und ihrem Heiland Freude machen. Wie anders war es jetzt, wenn sie bei meiner Frau nach etlichen Wochen wieder Hausdienst tun durfte. Kein Murren, kein Unzufriedensein, sie wollte es gerne gerade so machen, wie es ihre Herrin wünschte.

Da war es denn ja kein Wunder, daß sie nun für das Wort Gottes ein offenes Herz hatte, daß sie hörte und aufnahm, denn nun hatte sie ja ihren Willen in Gottes Dienst gestellt. Es war um Weihnachten, als Maguni unter die Schar derer, die Jesus zu ihrem Heiland erwählt hatten, in der Kapelle zu Wuga niederkniete, und die ganze Last der Sünde ihres Heidenlebens dem Heiland von Golgatha auflegte, und als Tabita eine fröhliche Christenfrau wurde. Ihr kleiner Sige war nun auch ein Christenkind geworden, „Sua", so hieß er nun, „die Sonne", die Sonne Jesus hatte er gefunden, und so war er der Mutter ein Strahl der göttlichen Sonne.

Gar manchesmal haben die beiden Schwestern bei der alten Mutter gesessen und ihr erzählt von Jesus, ihrem Heiland, der die Kranken gesund machte, der die Elenden zu sich rief, der die Sünder annahm. „Erzähle du unsrer Mutter", sagten sie wohl manchesmal. Es war ihres Herzens Wunsch, daß ihre alte Mutter ins Reich Gottes einginge. Viel haben

die beiden jungen Christenfrauen, die Judith und die Tabita Maguni, auch gebetet für ihre Mutter, und wie leuchteten ihre Augen, als wirklich eines Tages die Mutter bei mir eintrat und bat, sie möchte nun auch Gott folgen, und im Februar 1910 wurde auch sie eine Christin. „Mantogolo", so heißt sie, „das Kind des Dankens". In ihrem Alter hatte ihr Leben noch einen ganz ungeahnten Inhalt bekommen, danken, loben, preisen hatte sie noch gelernt, etwas, das der Heide nicht kennt, das wollte sie nun als „Kind des Dankens" alle Tage mehr lernen. Und neuen Grund bekam sie bald, als ihre Töchter Mütter wurden, und Tabita der Großmutter den „Hokelai", „nehmt ihn auf", (d. h. den Heiland) in die Arme legte, und Judith ihrem Manne, dem Evangelisten Andreas, den „Mulondwa", „den Gesuchten", schenkte. Weil sie Christen waren, durften sie sich dieser Gaben Gottes so recht von Herzen freuen und loben und danken.

Wehen des Geistes.

Andrea Kibange war aus Ruanda heimgekehrt in seine Heimat. Er hatte die Mittelschule in Luandai bei Missionar Wohlrab zwei Monate besucht, um ein wenig besser vorbereitet zu sein, als Lehrer und Evangelist dem Missionar zu helfen. Judith Mahisa, der Tabita Maguni Schwester, seine Braut, war ihm treu geblieben. Nun war Andrea wieder zu Hause, aber sein Haus war nicht in Ordnung, das Dach war schadhaft geworden, die Verwandten drängten so gewaltsam, für die Braut das heidnische Familienfest zu feiern, die Felder waren nicht bestellt, kurz, es war alles so wenig erfreulich. Da wurde dem Andreas das Herz schwer. „Was soll ich tun? Niemand hilft mir mein Haus bauen, meine Felder bestellen! Die Heiden toben!" Nach dem Gottesdienst berieten die Männer der Gemeinde: „Müssen wir ihm nicht helfen? Ist er nicht in diese Schwierigkeiten gekommen, weil er für uns nach Ruanda ging?" Bald waren sie sich eins. Abwechselnd gingen die Männer der Gemeinde in den Wald, schlugen Holz für das neue Dach, halfen beim Auflegen der neuen Dachsparren, die Frauen der Gemeinde brachten Deckmaterial — die trockenen Bananenblattscheiden — und bald war das Haus neu gedeckt. Nicht die leiblich Verwandten, aber die durch das Reich Gottes ihm Verbundenen, hatten geholfen.

Die Hochzeit stand bevor. Es war die Adventszeit 1908. Ernst sprachen die schwarze Braut Judith und ich mit einander von der Höhe und Herrlichkeit der christlichen Ehe. „Wirst du nun auch, wenn du selbständig bist, eine Frau bist, deinem Heiland treu bleiben? „Wirst du den Mut haben, den Versuchungen der heidnischen Verwandten zu widerstehen, wie die anderen jungen Christenfrauen?“ „Die anderen jungen Christenfrauen,“ so wiederholte Judith Mahisa, „sind die treu geblieben?“ „Ja“, so erwiderte ich. Traurig schüttelte sie den Kopf, „nein, manche sind den steten Versuchungen erlegen.“

War das wahr? Die lahme Rahel Dangilo kam, sie brachte mir ihr Heft, in dem sie Geschichten und Sagen des Volks aufschrieb. Ich wußte, sie hatte ein offenes Herz für die Schäden und Nöte der Gemeinde, ein Herz, das oft seufzte über eigne und fremde Sünde. Ich fragte sie, ob sie etwas davon erlebt hatte, daß junge Christenfrauen heidnische Feste besucht hatten. Sie schwieg stille. Ich wiederholte meine Frage. „Erlebt, gesehen habe ich nichts,“ so erwiderte sie leise. „Aber gespürt?“ „Ja, gespürt habe ich es wohl manches Mal, wenn wir des Sonntags nachmittags die jungen Christenfrauen in ihren Dörfern besuchten, daß da manche innerlich los waren, daß manche so sprachen, als ob es selbstverständlich wäre, daß man die Heidenfeste als junge Frau mitmache.“ Das war genug.

Dunkel war es!

Es war Sonnabend Abend. Die Predigt für den Sonntag war fertig, aber sie mußte anders werden als sie geschrieben war, Matth. 3, 2 war der Text „Buße tun — die Gedanken umwenden“, so heißt es in der Schambalasprache. Am Schluß des Gottesdienstes lud ich die Gemeinde zum kommenden Sonntag ein zum Mahl des Herrn. Die beiden Ältesten folgten mir in mein Zimmer, sie setzten sich auf ihre niedrigen Schemel. Nach langem Schweigen begann Moses Mbuguni: „Was du gesagt hast, ist so. Es liegt viel, viel Sünde und Last auf der Gemeinde; wer von uns will sich freisprechen? Aber wenn du gesagt hast, daß in dieser einen Woche, in diesen sechs Tagen bis zum kommenden Sonntag Gottes Geist in unser aller Herzen solch gründliche Arbeit tun soll, daß alle kommen und alles bekennen sollen, dann hast du zu viel verlangt. Dazu ist eine Woche nicht Zeit genug. Das Abendmahl können wir nächste Woche nicht feiern.“ „Wenn wir glauben, wirklich glauben, daß Gott diese Woche seinen Geist wehen lassen wird in unsere Herzen, in unsere Gemeinde, dann reicht die Zeit wohl,“ so

erwiderte ich. „Vielleicht seufzt mancher schon Monate, Jahre lang unter der Last; die Zeit hat ihn nicht gebeugt.“ „So ist es,“ entgegneten die beiden ernsten Männer. Wir beugten mit einander die Kniee und baten um Glauben, baten um Wehen seines Geistes in unser aller Herzen.

Am Nachmittag traf ich in einem Christendorf eine junge Lehrerfrau, Potina, die am Morgen nicht am Gottesdienst teilgenommen hatte. Wie des öfteren, um zu sehen, ob die Besucher des Gottesdienstes den anderen erzählt hatten von dem, was sie gehört, fragte ich sie, ob sie von der Predigt des Morgens etwas gehört hätte. „Ich hab's gehört,“ war die schnelle Antwort, „ich werde schon zu dir kommen.“ Viel tiefer als ich geahnt, war das Wort von dem „Buße tun“ schon hineingedrungen in die kleine Gemeinde. Und dann kamen die bedrückten Herzen. Elisabeth, die junge Frau des Tischlers Natanael, hatte dem Drängen der Mutter nicht lange widerstanden. Sie hatte dem Mann gesagt: „Laß mich zum heidnischen Feste gehen.“ Umsonst, der Mann wollte nichts davon wissen. So ging sie allein; nicht der Mann, wie es Brauch war, trug die Kosten, der Vater tat es gerne, wo es galt, die Tochter wieder herauszureißen aus der Gemeinschaft mit Gott. — Das bekannte sie nun, es war ihr zur Last geworden. O ja, wie viele Nöte hat die Elisabeth noch gemacht. Eines Tages wollte sie hin zum Missionar, wollte ihm und ihrem Heiland die Sünde bekennen, und da, als es Abend wurde, und sie sich aufmachen wollte, da erklang aus der Ferne der dumpfe Ton der heidnischen Trommel. Die rief zum Fest! Wie eine teuflische Macht fuhr es in sie, alle guten Vorsätze waren verweht, vergeblich war das Mahnen des Mannes, ihren kleinen Jungen ließ sie daheim und stürmte hinaus in die Nacht, hinüber ins Tal, aus dem der verführerische Klang gekommen, sie mischte sich in die Schar derer, die der Sünde, dem Satan, dienten. — Ja freilich, da braucht es dann göttlichen, heiligen Geistes, daß solch eine Elisabeth kommt, und sich beugt vor dem Heiland und ihn um Vergebung bittet und um Kraft fleht, ihm, und nicht mehr der Sünde zu dienen.

Stefano, dem Lehrer, war der feste Dienst des Lehrers zu schwer geworden. „Laß mich gehen und mehr Geld verdienen bei anderen Europäern!“ „Geh, aber geh mit Jesu.“ Er war gegangen, hatte Arbeit gefunden. „Erst,“ so erzählte er nun, „betete ich noch. Dann sah ich wieder, wie einst, im Heidentum hinein in den Schmutz der Sünde, in dem meine Genossen lebten.

Ich sah — und folgte ihrem Treiben, ich fiel in schwere Sünde. Ich kehrte zurück. Die Gemeinschaft mit meiner Frau war gelockert. Wir konnten ja nicht mehr recht mit einander beten. Die heidnischen Verwandten kamen: Ist euch euer Kind lieb, so kommt und laßt wie alle jungen Ehepaare, für euch zusammen das Familienfest feiern. Der Boden war gut bereitet in unseren durch die Sünde harten Herzen. Eines Abends, im Schutz der Nacht, machten wir uns auf, zusammen, fanden die Verwandten versammelt, die Speise war bereit, die heidnischen Bräuche ließen wir für uns vollziehen, wir waren wieder vom Heidentum umsponnen. Aber der Friede war geflohen, die Freude war gewichen aus unserer Hütte, aus unseren Herzen. — Wir müssen unsere Sünde bekennen, um wieder Frieden zu finden."

So kamen sie, die jungen Ehepaare: der Maurer Lot, dem es so schwer wird, seine Lüste und seinen Willen zu zügeln, und seine Frau Susanna; Tomas der Wäscher und seine Frau Maria; Potina, des Lehrers Matthäus Frau, die so manches Mal, wenn der Mann fort war, das Zepter in der Schule geschwungen hatte. Da war sie stark, aber als ihr Kindchen krank geworden, als dann die Heidenfrauen am Fluß, wo sie ja alle das Wasser sich schöpfen mußten, nun spotteten, rieten, mahnten, da, da war eines Tages die Kraft zu Ende. Als sie allein war mit dem Kind — der Mann war fort — da kam wie von ungefähr ein heidnischer Medizinmann vorüber, schaute in die Hütte hinein, sah die betrübte Mutter, und — legte der Mutter eine Zauberschnur um den Leib. Das Kind blieb krank, das Gewissen war verletzt, die Gemeinschaft mit dem Mann war dahin, aber die Kraft, die Sünde zu bekennen, fehlte, bis in jener Woche der Geist hineinwehte auch in dieses todeswunde Herz, und sie kam und in Jesu Wunden Vergebung der Sünden, Frieden und Seligkeit suchte.

„Ich habe gesündigt, das siebente*) Gebot habe ich übertreten", so stieß es Immanuel heraus nach langem Schweigen. O, gäbe es doch ein Mittel, diese schmutzige Sünde ungeschehen zu machen. Es gab ja keins: das lange Verbergen, das Schweigen, alles half nichts, es mußte heraus. „Du sollst nicht ehebrechen", dieser Befehl Gottes brannte, vom Geist ins Herz gebrannt, wie Feuer. Es mußte heraus, um die glühende Flamme zu löschen durch Jesu Blut.

---

*) Wir zählen nach der biblischen Zählung; im luth. Katechismus ist es das sechste Gebot.

Als am Freitag Morgen wie immer die Christenfrauen sich versammelten, um ihre Unterweisung in Gottes Wort zu erhalten, und wir uns an jenes Wort erinnerten: „Tut Buße!“ da standen sie eine nach der anderen auf, die jungen Frauen, die mir ihre Schuld bekannt hatten, und bekannten sie öffentlich vor ihren Gefährtinnen. Hatten sie doch offen vor den Gefährtinnen davon zu reden sich nicht gescheut, so sollten sie auch offen vor den Gefährtinnen es aussprechen, daß es ihnen nun zur Sünde, zur Schuld vor Gott geworden war, und sie taten es in heiligem Ernst. Es wehte ja Gottes Geist.

Als am Sonntag Abend die schwarze Gemeinde sich im Kirchlein zu Wuga versammelte zu Bitte, Gebet und Danksagung, zu gläubigem Empfang des Leibes und Blutes Jesu Christi, da war es nicht eine Gemeinde von Reinen und Heiligen, die im Vertrauen auf ihren reinen Wandel vor Gott trat, nein, es war eine Gemeinde von armen Sündern, die nichts, gar nichts zu bringen hatten, als nur die seufzende Bitte: „Herr, vergib du alles, alle Schuld, um des Blutes deines Sohnes Jesu Christi willen.“ Und da war's freilich eine tief gebeugte heilige Gemeinde von Kindern Gottes, obwohl es verachtete Neger des dunklen Erdteils waren! Gottes Geist weht auch in Negerherzen.

Das Eindringen des Islam in Usambara.

Hie und da hat es schon seit langem einige wenige Schambala in Usambara gegeben, die an der Küste gewesen waren, Nähen und Kochen gelernt hatten und wie alle Küstenleute Mohammedaner geworden waren. So waren einst unter dem großen Häuptling Kimueri in Wuga Mohammedaner als Schreiber und Beamte im Lande gewesen. Meist waren diese Leute aber in der heidnischen Umgebung wieder ganz ins Heidentum zurückgegangen, aßen wieder mit den Heiden, besuchten die heidnischen Familien- und Opferfeste, banden neben den mohammedanischen Amuletten heidnische um, wenn sie auch hier und da öffentlich an dem Brauch festhielten, nur Fleisch von solchem Vieh zu essen, das nach mohammedanischem Ritus geschächtet war. Im Bumbuliland gab es sogar eine Moschee, in der der Häuptling des Dorfes seine Gebete verrichtete.

Aber irgend einen Einfluß auf das Land gewannen diese Schambala-Mohammedaner nicht. Da kam die Kultur ins Land

mit Geld und Handel. Indische Händler ließen sich mit ihren Waren am Fuße des Gebirges an den Karawanenstraßen nieder. Es waren Mohammedaner, zählt doch Indien 62 Millionen Mohammedaner, Anhänger des Islam! Unbekümmert um die schwatzenden und lachenden Heiden traten die indischen Händler in Masinde tagtäglich bei Tagesanbruch sowie bei Sonnenuntergang an den am Dorf vorbeifließenden Bach und verrichteten, die erhobenen Hände nach Mekka gewandt, ihre Gebete, nachdem sie sorgfältig die vorgeschriebenen Waschungen ausgeführt hatten. Bald kamen diese Händler ins Gebirge selbst und ließen sich bei Hohenfriedeberg und Bumbuli nieder. Und jeder Mohammedaner war da ein Zeuge seines Glaubens. Sie waren Farbige, standen dem Neger also näher als der Europäer und waren doch „Gebildete," konnten lesen und schreiben. Was Wunder, daß bald dieser und jener von den Schambala, der etwas mehr sein wollte als seine Volksgenossen, sich ihnen anschloß, um auch „gebildet" zu erscheinen und seinen Einfluß zu vermehren. Das Fremde hat ja für den Schambala wie für jeden Neger eine große Anziehungskraft. Bei dem Europäer konnte man das Fremde, die ersehnte Bildung und Hebung des Ansehens, nur auf dem Wege der „Arbeit" erreichen, bei dem Missionar kam zur Forderung der Arbeit noch die der „Umkehr", „des Aufgebens der Sünde" hinzu, bei dem Mohammedaner genügte die Annahme etlicher Bräuche, um mehr zu werden als man war.

So wurden manche Häuptlinge Mohammedaner, unter ihnen der angesehene, kluge Häuptling Kinjassi von Mlalo, der in Hohenfriedeberg Lesen und Schreiben gelernt und dem Christentum so nahe gestanden hatte. Seine Frauen und das Leben in der Sünde ließen ihm den Schritt zum Christentum zu schwer erscheinen, der zum Ansehen führende Weg des Mohammedanismus war leichter. Erst einen Häuptling, der einst auch diesen Schritt zum Mohammedanismus getan, hat die Wahrheit des Evangeliums gezwungen, mit der Sünde zu brechen und bei Jesu Vergebung der Sünden zu suchen; es ist Dawidi Kimueri von Mbaramo, an der Nordspitze Usambaras.

Als im Jahre 1909 die Häuptlinge und schwarzen Beamten (Akiden) in Wilhelmstal, dem Bezirksamte erscheinen mußten, da traten die Oberhäuptlinge als Araber gekleidet mit dem schwarzen, silbergestickten Mantel und arabischen Dolch im Gürtel auf, und bald wollte auch kein kleiner Häuptling mehr als Heide gelten, jeder wollte als Mohammedaner erscheinen. So sind die Führer Usambaras Mohammedaner geworden. Es ist verständlich,

daß sie als solche nun auch kein Interesse für die Ausbreitung des Christentums oder für christliche Schulen haben, sie erkennen im Christentum ebenso den Feind des Mohammedanismus wie des Heidentums.

Einen Schnitt mit dem alten Heidentum, mit seinen Amuletten und Bräuchen, mit seiner Vielweiberei und Sünde verlangt ja der Mohammedanismus nicht, so daß Mohammedanismus und Heidentum auch in Usambara als eine geschlossene Macht dastehen gegen die Predigt von dem Gottessohn, der für die Sünde der Welt sein Leben ließ. Ein alter, im Heidentum ergrauter Dorfältester äußerte: „Heiden werden wir auf die Dauer nicht bleiben unter dem Einfluß all des Neuen; es fragt sich nur, ob wir Mohammedaner oder Christen werden."

Gottes Geist muß wehen in das alte verhärtete Heidentum und in den neuen stolzen Mohammedanismus, daß die armen gebundenen Sklaven der Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes durchdringen können.

Welch eine Aufgabe und heilige Pflicht aber ist es für uns deutsche Christen, daß wir mit allem Eifer danach trachten, auch den Jüngern Mohammeds die Erlösung durch Jesus anzubieten. Wir wollen den Herrn bitten, daß er uns bald einen Missionar sende, der sich gerade der Mohammedaner in Usambara und an der Küste bei Tanga annimmt.

Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig.

So setzt Missionar Rösler als Überschrift über allerlei, was es im Monat Juli 1910 zu beobachten gab für den, der Augen hat zu sehen, der sich die Mühe nimmt, scharf zu achten auf das geheime Gären, wo man an der Oberfläche nichts sieht als eine tote Masse Teig. Aber hie und da steigt ein Bläschen auf und gibt Kunde davon, daß Unruhe gekommen ist in die sonst durch nichts, auch nicht durch Peitsche und Alkohol zu beunruhigende Masse, daß ein Stoff hineinverarbeitet wird ins Volksleben, der, so unbedeutend, unfaßbar, unermeßbar, unwägbar er auch zu sein scheint, doch so ganz allmählich, einer chemischen Macht gleich, eine Revolution des Denkens, Wartens, Empfindens und schließlich unfehlbar auch des Handelns vorbereitet, deren Tragweite wir jetzt kaum ahnen können.

Am 21. Februar 1895, also vor noch nicht ganz erst 15 Jahren, ist der erste Eintrag in die hiesige Chronik gemacht. So kurze Zeit ist erst verstrichen, seitdem die ersten Versuche

gemacht sind, das Volksleben mit den Kräften des Evangeliums in Berührung zu bringen. Was bedeuten kurze 15 Jahre gegenüber einer vielleicht jahrtausendelangen Erstarrung, mag es sich dabei nun um einen Kindheitsschlaf handeln, der unter dem Einfluß des lähmenden Tropenklimas ungebührlich in die Länge gezogen wurde, oder aus dem Zurücksinken aus dem Zustand kindlicher Unschuld und Gottesnähe in allerlei Barbarei, Un-



Missionar Rösler.

natur, Unkultur und Gottesferne. Welcher denkende Mensch wäre da so töricht zu erwarten, daß jetzt schon der Teig gar durchsäuert wäre. Aber die treibende Kraft ist da und macht sich geltend, langsam, sehr langsam — aber deutlich.

Es geht so langsam, und nicht im hellen Siegeston! Am dritten Sonntag des Juli wollten wir einmal die Heidenverkündigung aus unserer hiesigen Kapelle in ein anderes Zentrum der Wugalandschaft verlegen, an einem dem Wugamann historisch wohlvertrauten Ort. Dort, wo jetzt die neue Kunststraße, die

das Kaiserliche Bezirksamt Wilhelmstal mit der Bahnstation Mombo verbindet, den Simuifluß überschreitet und in scharfem, spitzen Winkel sich südwestwärts wendet, um dann die Höhe des steilen Talrandes bei Mbusii zu erreichen und dann wieder in ein anderes Tal hinabzusteigen und im Tale von Ubili langsam sich hinaufzuschlängeln nach Wilhelmstal hin, direkt oberhalb



Soni-Wasserfall.

des gewaltigen Wasserfalls des Simuiflusses*), wo sich der Fluß mit mächtigem Getöse von Fels zu Fels hinunterstürzt, wohl 50 Meter breit, breitet sich eine behagliche Wiese aus, wie man sie sonst so selten hier oben in unseren schönen Usambarabergen findet. Meist weiden Rinder auf dieser mit kurzem sauren Gras bestandenen Fläche, die hie und da von Gruppen von Gesträuchen unterbrochen ist, und das Gebrüll der Buckelrinder mischt sich mit den Schalmeien der Hirtenknaben.

---

*) Der Mombofluß heißt weiter oben bei Wuga Simuifluß, am Wasserfall Soni, denn der Neger benennt nicht eigentlich den Fluß, sondern den einzelnen Übergang über den Fluß.

Einst war es anders hier in Fumbai. Zu den Zeiten des großen Kimueri sollen so manches Mal Tausende von Menschen sich hier versammelt haben. Unsere ältesten Leute erinnern sich wohl noch daran, wie der König von Wuga herüber im festlichen Zuge zum Opferfest gezogen kam. Junge Burschen zogen ihm voran. „Machet Bahn, machet Bahn!“ hat es auch da geheißen, wenn sie mit ihren Buschmessern ihm die Feststraße freischlugen, auf der er mit seinen Alten und einem großen Troß einherziehen konnte. In Schaschui, etwa eine Stunde von Fumbai entfernt,



Wiese Fumbai mit dem heiligen Hain.

wurde für die Nacht das Lager aufgeschlagen, und am andern Morgen erreichte die Prozession vollends ihr Ziel. In drei langen Reihen war die kriegsjährige Mannschaft aufgestellt, und bald begannen die Kriegsspiele. Die Hörner wurden geblasen, die Trommeln gerührt und aus alten Hinterladern manch müh=samer Schuß abgegeben. Und während dann eine ganze Reihe von Rindern ihr Leben lassen mußten, um als Leckerbissen zu dienen bei festlichem Mahle, trat unterdessen der König ein in den heiligen Hain, dessen altehrwürdige Bäume heut noch eine geheimnisvolle Gruppe bilden inmitten der Wiese, und vollbrachte sein Opfer den Ahnen seines Hauses. Von weither strömten sie herbei zu fröhlichem Volksfest und wohlgesättigt und aufs neue versöhnt dem gefürchteten „musimu“, „dem Ahnen“, kehrten sie am Abend heim, ein jeglicher zu seiner Hütte.

Was war es doch für ein kleines Häuflein, nur etwa 200 Menschen haben wir gezählt, das hier in Fumbai an jenem Sonntag die Botschaft vom Himmelreich vernahm. Überallhin hatten wir in den Tagen zuvor unsere Boten geschickt und hatten eingeladen, besonders die Dörfer Schaschui, Kwamuenda, Kigulunde, Mbusii, Mavului und Mamba. Die Dörfer waren fast alle zu sehen. Sie umgaben uns wie ein Kranz von Festungen, so trotzig und noch fest verschlossen. Es sind ja erst etliche Breschen von den Streitern Jesu in ihre Mauern geschossen. Und die wenigen, die schon kapituliert haben in Mbusii und Kwamuenda waren dann auch zur Stelle. Besonders freuten wir uns, daß eine ganze Anzahl von Heidenfrauen der Einladung gefolgt waren. Aber wie bescheiden klang der Ton der zwei Posaunen, die zum Fest bliesen, wie dünn war der Gesang aus den Kehlen unserer kleinen Christenschar, die sich eingestellt hatte. Wir verschwanden fast auf der großen Wiese und darum waren es auch keine Siegesfanfaren, die wir bliesen.

Unser Luka Sefu aus Ubili sprach nur mit gedämpfter Stimme. Er entschuldigte sich erst damit, daß er heiser sei — und so war die ganze Stimmung, die über der Versammlung lag, eine gedämpfte, und der Ton, in dem die Redner sprachen, war gestimmt weniger auf Siegeszuversicht, als auf bescheiden freundliches Locken und ernstes Mahnen. „Es könnte," sagte einer von den schwarzen Rednern, „als eine Anmaßung erscheinen, daß wir jungen Menschen vor euch, die ihr uns doch gezeugt habt, hintreten und euch belehren wollen. Aber," sagte er kurz und bündig zu seiner Rechtfertigung: „Wer ist denn noch älter als Gott? Ihr seid auf einem Irrpfad, wie die Ziegen und Schafe ihn sich im Gebüsch treten, und der sich dann bald im Dickicht verliert, mit all euren Opfern und Gebeten. Ihr seid betrogene Menschen von alters her, ihr lebt in beständiger Angst vor dem Tod. Wir haben aber den gefunden, der der Weg ist, die Wahrheit und das Leben, und durch ihn haben wir Gott als Vater gefunden.

Der eine, Alexandro Msika aus Mbusii, suchte dann in Jesus den Weg, Paulo aus Kwamuenda in Jesus die Wahrheit und Lukas Sefu aus Ubili in Jesus das Leben seinen Zuhörern groß zu machen. Besonders Lukas Sefu verstand es, wieder so fein in zarter pietätvoller Weise eine innere Fühlung mit der Versammlung zu bekommen. „Es ist eine kleine Differenz zwischen euch und uns, ihr Väter", so sagte er. „Ihr sagt, Gott soll uns erst nkalamo, d. h. ewiges Leben geben, dann

wollen wir Christen werden. Ihr möchtet so gerne nicht sterben, oder wenigstens Menschen sehen, die nicht gestorben sind. Solche werdet ihr aber nicht sehen, auch auf der Europäerniederlassung nicht, auch bei uns Christen nicht. Aber, gibt es denn einen, der ißt, bevor er sein Feld bestellt hat? Und so müßt ihr den Worten dessen folgen, der sich selbst „nkalamo“, d. h. ‚ewiges Leben‘ nennt, dann werdet ihr auch „nkalamo“, ‚Leben‘, finden.“ Also erst wies er sie an, den praktischen Weg des Gehorsams zu gehen, den uns auch Johannes 7, Vers 17 zeigt. Dann aber zeigte er ihnen, was Jesus in Matth. 22, 29 den Sadduzäern zeigte, daß sie die Kraft Gottes nicht kennen. „Wenn Gott uns keine Kinder gäbe, woher hätten wir sie denn? Und wenn Gott uns nicht Regen und fruchtbare Zeiten schenkte, woher hätten wir dann zu leben. Also ist es Gott auch ein Kleines, da wo wir keine Möglichkeit des Weiterlebens sehen, „nkalamo“, ‚neues Leben‘, zu schaffen.“ Ähnlich sprachen auch die zwei anderen, wenn auch weit nicht so praktisch und anschaulich wie Lukas. Unsere eingeborenen Redner gehen immer gerne wieder ihre eignen Wege und reden ganz anders, als wir mit unserem diskursiven Denken es gewöhnt sind. Es steht ihnen immer ein großer Gedanke vor der Seele, den sie ihren Zuhörern als einleuchtend, und denkenswert und befolgenswert einschärfen möchten. Und diesen *einen* Gedanken beleuchten sie immer wieder von einer anderen Seite und auf diesen einen Gedanken kommen sie immer wieder zurück, wenn sie sich zwischenhinein auch einmal tüchtig verrennen und verwirren, wie solches unserem Andrea Kibange immer einmal wieder passiert, der gerade eine besondere Gabe der Predigt vor Heiden hat.

Und war es nicht doch etwas Großes, wenn schon jetzt, wo das Himmelreich doch erst vor so kurzer Zeit seinen Einzug ins Land hielt, drei junge Männer vor ihren Landsleuten auftraten, sie schüchtern um Entschuldigung baten ob ihres Auftretens, aber dann in Kraft dessen, was sie erlebt haben, zeugten von dem, der sie aus dem Irrtum, aus der Lüge, aus der Sünde, aus dem Tode herausgeholt hat? „Wenn wir euch,“ so sagte Paulo Danga, „eingeladen hätten zu einem großen Fest, dann wäret ihr herbeigeströmt in hellen Haufen hierher nach Fumbai. Aber sagt selbst, wenn ihr euch auch heute an einem Ochsen satt und übersatt essen würdet, was hättet ihr morgen davon? Nun aber laden wir euch ein zu dem, der euch Leben und volles Genüge geben will, zu dem, der gesagt hat: Wer zu mir kommt, den wird nicht mehr hungern und dürsten.“

Von den damals Geladenen ist noch keiner erschienen, um den Weg zu beschreiten, wird vielleicht auch in absehbarer Zeit noch keiner kommen, aber der Sauerteig ist wieder hineingemengt in die träge tote Masse des Teiges und eben jene Redner, jene jungen Wugachristen waren ja aufsteigende Blasen, die bewiesen: es ist Bewegung gekommen in den Teig.

Leiser Glockenton.

Droben in der alten Königsstadt Wuga hatten die Feuersbrünste den Rest der einst tausend Hütten bis auf wenige verzehrt. Auch der Zaun, der die Gräber der Ahnen des Häuptlings umgab, war ein Opfer der Flammen geworden. Gebrochen stand Kinjassi unter den rauchenden Trümmern: „Ich habe alles verloren, meine Weiber und Kinder müssen im Freien schlafen und die Grabstätten der Ahnen sind entweiht.“ Der einst volkreiche Platz überzieht sich mit Gras, und Schafe und Ziegen suchen dort ihre Nahrung, wo einst die Herrscher auf ihrem Löwenfell sitzend Europäern den Eingang in die Stadt untersagten. Und dort unten auf dem Hügel Ngasi! Vor 15 Jahren begannen zwei Missionare als verfehmte Leute in einem kleinen Häuschen ihre Arbeit für Jesum, den Gekreuzigten. Die Häuschen dort unten im Tal, die schwarze Christen mit ihren Händen aus Luftziegeln sich gebaut haben, sind sauberer und schöner als jenes erste Häuschen der zwei Missionare. Oben in Wuga bläst kein Ausrufer mehr sein Antilopenhorn, um die Leute gegen die fremden Weißen zusammen zu rufen. Aber wenn in Ngasi das Glöcklein in der Frühe ruft, so kommen von allen Seiten die kleinen und großen Schambala herzu und setzen sich still auf die Bänke der Kapelle. Mulungu ndiye zumbe kale na kale = Gott ist Herr (Häuptling) in Ewigkeit, steht über dem Altarbogen. Diesem Herrn, diesem Häuptling aller Häuptlinge, wollen sie Heerfolge leisten. Und des Sonntags, wenn die Glocke geklungen hat, so erschallt vierstimmig geblasen ein Lied des schwarzen Posaunenchors ins Land hinaus: „Komme zum Heiland, komme noch heut.“ In den weißen Festgewändern kommen sie heraufgepilgert, 110 Männer, Frauen, Knaben und Mädchen sind es, die in Jesu Tod getauft sind, und die in Jesu Namen den Kampf mit der Sünde führen. Gemeinsam beugen sie sich dort drinnen vor ihrem neuen Häuptling, ihrem Herrn, lobsingen ihm mit Danken und vernehmen sein Trost-

und Mahnwort. Und ruft das Glöcklein noch einmal, so eilt die Schar derer hinein ins Gotteshaus, die den Glauben ans Heidentum, an die Macht der Zauberer verloren haben und die dem Beispiel jener anderen folgend den rechten Arzt suchen wollen. Eine kleine Schar ist es, die zu erkennen anfangen, daß die große Stadt Babel gefallen ist, aber daß es ein Zion gibt, eine Freistatt für verlorene Leute. Noch sehen sie seine Schöne nicht, aber sie wollen nicht mit Babel untergehen und haben die Missionare gebeten, ihnen den Weg zu weisen, den sie gehen sollen. Und das alles vor den Toren der heidnischen Feste Wuga!

Und nun zum Schluß. Wir haben hineingeschaut in ein kleines Stück Missionsarbeit im fernen finstern Afrika. Wir haben gesehen, wie ein großes heidnisches Staatswesen in Verfall geraten und ein Grund zu einer christlichen Gemeinde gelegt ist. Und wir Missionare, die wir Handlanger unseres Gottes bei diesem Werk sein durften, wir haben noch mehr gesehen, als diese Blätter uns gemeldet: viel Sünde und Schuld bei uns selbst und viel Gnade und Erbarmen bei unserm treuen Heiland. Nicht uns und unserer Arbeit wollen darum diese Blätter ein Denkmal setzen, nein sie sollen unseres Heilands Gnadenrat und Gnadentat ins Licht stellen; nicht Negerchristen wollen sie rühmen, sondern Gottes Gnade, die sich an diesen schwachen Gefäßen so herrlich erweist. Was jener glaubensmutige Missionar Krapf in seinem Tagebuch über seine Reise nach Usambara vor fünfzig Jahren schreibt, finden wir in dem, was wir von der Missionsarbeit vor den Toren Wugas vernommen haben, bestätigt: „Wenn einmal das Evangelium zu diesen Leuten kommt, alsdann wird es sich zeigen, ob sie so empfänglich für die Wahrheit sind, als ihre Einfachheit und Harmlosigkeit zu versprechen scheint. Vielleicht wird ihr Aberglaube, ihre Furcht vor bösen Geistern dem Evangelium ebenso große Hindernisse in den Weg stellen, wie der ausgebildete Götzendienst anderer Völker. Freilich muß am Ende die Sonne der Gerechtigkeit Jesu Christi auch die Nebel und Schatten dieser von der übrigen Welt abgeschlossenen Bergbewohner vertreiben, wo dann der Glockenton von Berg zu Berg, von Tal zu Tal erklingen und diese Bergleute zu Preis und zur Anbetung Gottes versammeln wird.“ Wir haben gesehen, wie die Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus anhebt, die Nebel des Aberglaubens und der Furcht auch in Wuga zu zerstreuen. Und das soll den Leser ermutigen, mit Hand anzulegen an das Werk der Heidenmission. Es ist ein großes Werk, ein heiliges Werk, aber auch ein seliges Werk. Darum helft

arbeiten, helft beten, daß die ſchwachen Schambalachriſten feſt werden. Jeder, den dieſes Büchlein genannt, bedarf ſo ſehr der Fürbitte; helft beten, daß unſres Gottes Reich komme, daß der König der Ehren ſeinen Geiſt ausgieße auf die Heidenwelt und auch auf die Totengebeine vor den Toren Wugas, daß ſie ſich regen und erweckt werden zu neuem Leben.

Ein Lied, das die ſchwarzen Stationsmädchen Wugas im Herbſt 1908 nach der Melodie „Herr Jeſu Chriſt, dich zu uns wend“ ſelbſtändig verfaßten und ſich einübten, mag den Schluß bilden:

Weg, Satan, geh doch fort von mir!
Ich glaub an Gott jetzt für und für.
Er helf in Not mit Troſt und Licht,
Da es mir ſelbſt an Kraft gebricht.

Unſchuldig ſtarbſt du, Heiland mein,
Erbarmen war es, Herr, allein.
Gib Kraft mir Sünder nur fortan,
Daß ich, was du willſt, üben kann.

Spricht wahrheitstreu zu dir mein Herz,
So fühl ich Freude ſonder Schmerz.
Die Herzensnot iſt dann zu End.
Mein Herr nimmt mich in ſeine Händ.

Ruf uns, die Kinder, zu der Ruh,
Daß wir ziehn unſrer Heimat zu.
Wir werden Gott wahrhaftig ſchaun,
Die wir auf ſein Erbarmen traun.

Herr Jeſu, rufe alle ſie,
Daß ſie recht beugen ihre Knie,
In Ehrfurcht vor dem großen Herrn.
Dem weiht die Herzen alle gern.

Herr Jeſu, komm in unſer Land,
Entführe uns mit ſtarker Hand
Aus Sünde, Tod und Satans Joch.
Beharrlichkeit, die fehlt uns noch!

Vergebliche Arbeit

nennt mancher die Missionsarbeit. Daß es schwere Arbeit ist, lesen wir in diesem Büchlein, aber wir lesen auch, daß sie reichen Lohn findet.

Wer mithelfen will bei dem schweren, aber gesegneten Werke, dem Herrn Menschenseelen zu gewinnen und Deutsch-Ostafrika zu einem christlichen Lande zu machen, der übernehme doch ein Sammelbuch für unsere Mission.

Ein Sammelbüchlein ist eingerichtet für zehn Geber, die jeder wöchentlich fünf Pfennige geben. Der Sammler erhält kostenfrei unser monatliches Missionsblatt „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" mit Beilage „Kindergabe". Jeder Geber erhält vierteljährlich das Blatt „Licht im Dunkel".

Wegen eines Sammelbuches schreibe man an

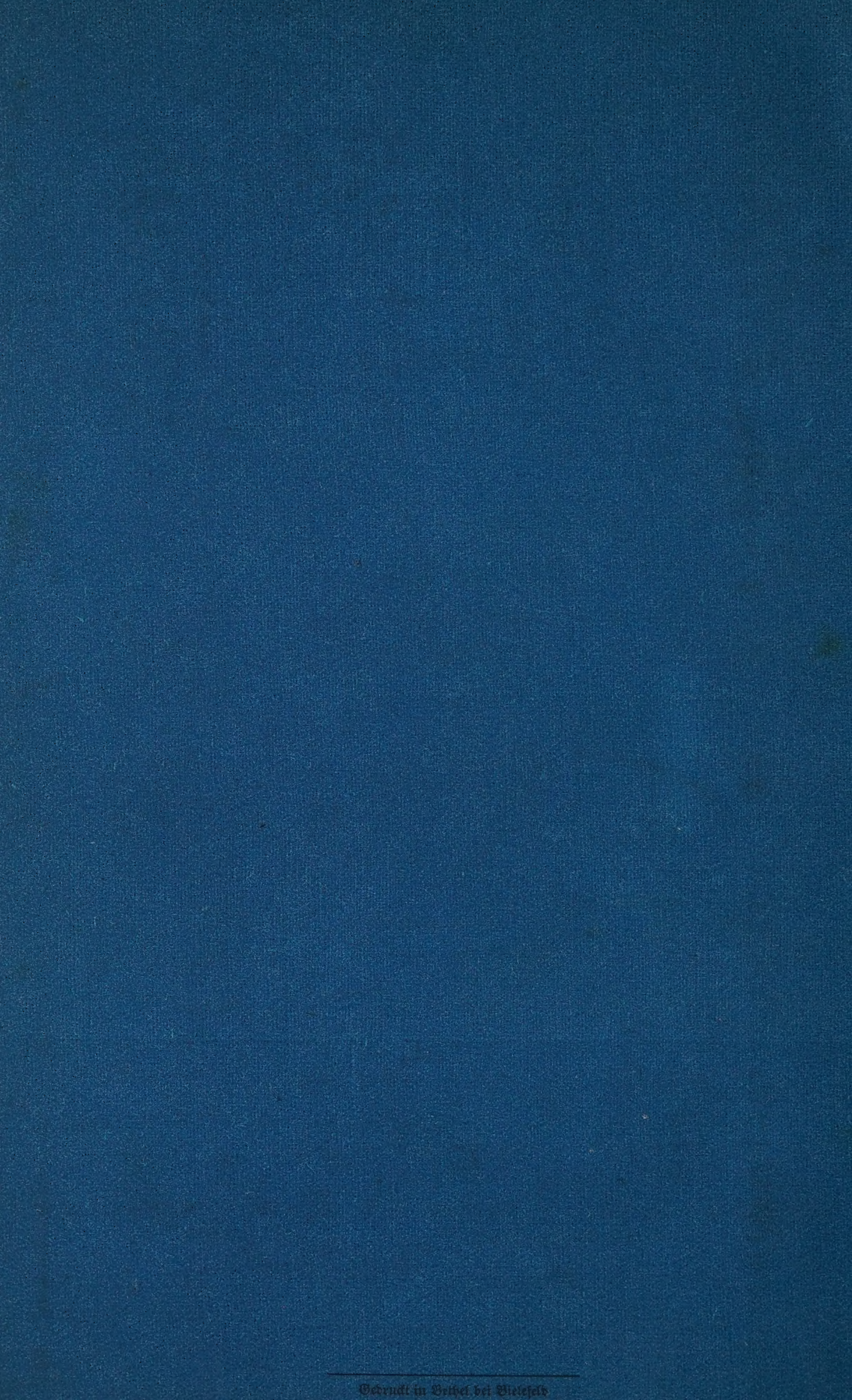
Missionsinspektor Trittelvitz
in Bethel b. Bielefeld.

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften erschienen:

Alexandro Msika . . . . 10 Pfg.
Lukas Sefu, ein schwarzer Prediger der Gnade . . 20 „
Rahel Dangilo, ein lahmes Negermädchen . . . 10 „
Naemi Kasoka . . . . 10 „

Andere empfehlenswerte Missionsschriften:

Trittelvitz, W.,	An meine 80000 Kinder	50 „
„	Wie die Schambala Geschichten erzählen	20 „
„	Wie das Evangelium nach Ruanda kam	20 „
„	Die Stadt auf dem Berge . . .	15 „
Johanssen, E.,	Bilder aus Ruanda	10 „
„	Aufbau einer Missionsstation in Ruanda	10 „
Delius, S.,	Gute Saat auf hartem Boden . .	50 „
„	Vom Fischerdorf zur Hafenstadt . .	20 „
„	Grüße aus Afrika	10 „



Gedruckt in Bethel bei Bielefeld